



Philosophie.

~~82~~

dbl. zu Goe 1170 (3/14)

G. 320.



B r i e f e

z u

Beförderung der Humanität.



Briefe

zu

Beförderung der Humanität.



Herausgegeben

von

J. G. Herder.

Dritte Sammlung.

Riga, 1794.

bei Johann Friedrich Hartknoch.

K

Universitäts- und Landesbibliothek
HALLE

Interdisziplinäres Zentrum für die Er-
forschung der Europäischen Aufklärung

95/985

L, 148

Sie fürchten, daß man dem Wort Humanität einen Fleck anhängen werde *); könnten wir nicht das Wort ändern? Menschheit, Menschlichkeit, Menschenrechte, Menschenpflichten, Menschenwürde, Menschenliebe?

Menschen sind wir allesammt, und tragen sofern die Menschheit an uns, oder wir gehören zur Menschheit. Sei-

U 3

*) S. das Ende des vorigen Briefes.

der aber hat man in unserer Sprache dem Wort Mensch, und noch mehr dem barmherzigen Wort Menschlichkeit so oft eine Nebenbedeutung von Niedrigkeit, Schwäche und falschem Mitleid angehängt, daß man jenes nur mit einem Blick der Verachtung, dies mit einem Achselzucken zu begleiten gewohnt ist. „Der Mensch!“ *) sagen wir jammernnd oder verachtend und glauben einen guten Mann aufs lindeste mit dem Ausdruck zu entschuldigen: „es habe ihn die Menschlichkeit überreißt.“ Kein Vernünftiger billigt es, daß man den Charakter des Geschlechts, zu dem wir gehören, so barbarisch hinabgesetzt hat; man hat hiemit unweiser gehandelt, als wenn

*) Ubelung hat sogar dem verbannenswürdigen Ausdruck „das Mensch“ einen langen Artikel einräumen müssen. A. d. S.

man den Namen seiner Stadt oder Landmannschaft zum Eckelnamen machte. Wir also wollen uns hüten, daß wir zu Beförderung solcher Menschlichkeit keine Briefe schreiben.

Der Name Menschenrechte kann ohne Menschenpflichten nicht genannt werden; beide beziehen sich auf einander, und für beide suchen wir Ein Wort.

So auch Menschenwürde und Menschenliebe. Das Menschengeschlecht, wie es jetzt ist und wahrscheinlich lange noch seyn wird, hat seinem größesten Theil nach keine Würde; man darf es eher bemitleiden, als verehren. Es soll aber zum Charakter seines Geschlechts, mithin auch zu dessen Werth und Würde gebildet werden. Das schöne Wort Menschenliebe ist so trivial worden, daß man meistens die Menschen liebt, um keinen

unter den Menschen wirksam zu lieben. Alle diese Worte enthalten Theilbegriffe unseres Zwecks, den wir gern mit Einem Ausdruck bezeichnen möchten.

Also wollen wir bei dem Wort Humanität bleiben, an welches unter Alten und Neuern die besten Schriftsteller so würdige Begriffe geknüpft haben. Humanität ist der Charakter unsres Geschlechts; er ist uns aber nur in Anlagen angebohren, und muß uns eigentlich angebildet werden. Wir bringen ihn nicht fertig auf die Welt mit; auf der Welt aber soll er das Ziel unsres Bestrebens, die Summe unsrer Uebungen, unser Werth seyn: denn eine Angelitât im Menschen kennen wir nicht, und wenn der Dämon, der uns regiert, kein humaner Dämon ist, werden wir Plagegeister der Menschen. Das Göttliche in unserm Geschlecht ist

also Bildung zur Humanität; alle großen und guten Menschen, Gesetzgeber, Erfinder, Philosophen, Dichter, Künstler, jeder edle Mensch in seinem Stande, bei der Erziehung seiner Kinder, bei der Beobachtung seiner Pflichten, durch Beispiel, Werk, Institut und Lehre hat dazu mitgeholfen. Humanität ist der Schatz und die Ausbeute aller menschlichen Bemühungen, gleichsam die Kunst unsres Geschlechtes. Die Bildung zu ihr ist ein Werk, das unablässig fortgesetzt werden muß; oder wir sinken, höhere und niedere Stände, zur rohen Thierheit, zur Brutalität zurück.

Sollte das Wort Humanität also unsre Sprache verunzieren? Alle gebildete Nationen haben es in ihre Mundart aufgenommen; und wenn unsre Briefe einem Fremden in die Hand kämen, müßten sie

ihm wenigstens unverfänglich scheinen:
denn Briefe zu Beförderung der
Brutalität wird doch kein Ehrliebender
Mensch wollen geschrieben haben.

Gern nehme ich mit Ihnen das Wort Humanität in unsre Sprache, wenigstens im Kreise unsrer Gesellschaft auf; der Begriff, den es ausdrückt, noch mehr aber dessen Geschichte scheint ihm das Bürgerrecht zu geben.

So lange der Mensch, dieß wunderbare Räthsel der Schöpfung, sich seinem sichtbaren Zustande nach betrachtete, und sich dabei mit dem was in ihm lag, mit seinen Anlagen und Willenskräften oder gar mit äußern Gegenständen der daurenden Na-

tur verglich, so ward er auf das Gefühl der Hinfälligkeit, der Schwäche und Krankheit zurückgestoßen; daher in mehreren morgenländischen Schriften dieser Begriff dem Namen unsres Geschlechts ursprünglich beigeſellet iſt. Der Menſch iſt von Erde, eine zerbrechliche, von einem flüchtigen Othem durchhauchte Leihütte; ſein Leben iſt ein Schatten, ſein Loos iſt Mühe auf Erden.

Schon dieſer Begriff führte zur Menſchlichkeit, d. i. zum erbarmenden Mitgefühl des Leidens ſeiner Nebenmenſchen, zur Theilnahme an den Unvollkommenheiten ihrer Natur, mit dem Beſtreben, dieſen zuvorzukommen oder ihnen abzuhelfen. Die Morgenländer ſind ſo reich an Sittensprüchen und Einleitungen, die dieſes Menſchengefühl als Pflicht einſchränken oder als eine unſerm Geſchlecht unent-

behrliche Tugend empfehlen, daß es sehr ungerecht wäre, ihnen Humanität abzusprechen, weil sie dies Wort nicht besaßen.

Die Griechen hatten für den Menschen einen edleren Namen: ἀνθρωπος ein Aufwärtsblickender, der sein Antlitz und Auge aufrecht empor trägt, oder wie Plato es noch künstlicher deutet, Einer, der, indem er sieht, auch überzählt und rechnet. Sie konnten indessen eben so wenig umhin, in diesem aufrechtblickenden, Vernunftartigen Geschlecht alle die Mängel zu bemerken, die zum bedauernden Mitgefühl, also zur Humanität und zur Gesellung führen. In Homer und allen ihren Dichtern kommen die zärtlichsten Klagen über das Loos der Menschheit vor. Erinnern Sie sich der Worte Apolls, wenn er die armen Sterblichen beschreibt,

— Wie sie, gleich den Blättern des Baums,
 jetzt grünen und frisch sind,
 Von den Früchten der Erde sich nährend; dann
 aber in Kurzem
 Welken und fallen entselet dahin —

Oder wenn Jupiter selbst die unsterb-
 lichen Kasse Achills bedauret, die um ih-
 ren Gebieter trauern:

— Er sprach im Innern der Seele:
 Arme, warum doch gaben wir euch dem Könige
 Peleus,
 Einem Sterblichen, Euch, die niemals altern
 und sterben?
 Wars, mit den unglückseligen Menschen euch
 leiden zu sehen?
 Denn elender ist nirgend ein Wesen, als es
 der Mensch ist;
 Keines von allen, die über der Erde sich regen
 und athmen. —

In demselben Ton singen ihre lyrische
 Dichter.

Nächst der Selbsterhaltung ward es also die erste Pflicht der Menschheit, den Schwächen unserer Nebengeschöpfe beizuspringen und sie gegen die Uebel der Natur oder die rohen Leidenschaften ihres eignen Geschlechts in Schutz zu nehmen. Dahin ging die Sorge ihrer Gesetzgeber und Weisen, daß sie in Worten und Thaten den Menschen diese unentbehrlichen heiligen Pflichten gegen ihre Mitmenschen anempfahlen, und dadurch das älteste Menschen- und Völkerrecht gründeten. Religion wars, vom Morde sich zu enthalten, dem Schwachen beizuspringen, dem Irrenden den rechten Weg zu zeigen, des Verwundeten zu pflegen, den Todten zu begraben. In Religion wurden die Pflichten des Ehebundes, der Eltern gegen die Kinder, der Kinder gegen die Eltern, des Einheimischen gegen die Fremden ein-

gehüllet, und allmählig dies Erbarmen auch auf Feinde verbreitet *). Was Poesie, und Gesetzgebende Weisheit begonnen hatten, entwickelte die Philosophie endlich; und wir haben es insonderheit der Sokratischen Schule zu danken, daß in Form so mannichfaltiger Lehrgebäude die Kenntniß der Natur des Menschen, seiner wesentlichen Beziehungen und Pflichten das Studium der erlesensten Geister ward. Was Sokrates bei den Griechen that, brachten bei andern Völkern Andre zu Stande; Confucius z. B. ist der Sokrates der Sineser, Menu der Indier worden; denn überhaupt sind die Gesetze der Menschenpflicht keinem Volk

*) Heyne hat diesen Zweck alter griechischer Institute in mehreren seiner opuscul. academic. vortreflich gezeigt. A. d. H.

der Erde unbekannt geblieben. In jeder Staatsverfassung aber hat sie nach Lage und Zeit das sogenannte Bedürfnis des Staats Theils befördert, Theils aufgehalten und verderbet.

Unter den Römern also, denen das Wort Humanität eigentlich gehört, fand der Begriff Anlaß genug, sich bestimmter auszubilden. Rom hatte harte Gesetze gegen Knechte, Kinder, Fremde, Feinde; die obern Stände hatten Rechte gegen das Volk, u. s. Wer diese Rechte mit größter Strenge verfolgte, konnte gerecht seyn, er war aber dabei nicht menschlich. Der Edle, der von diesen Rechten, wo sie unbillig waren, von selbst nachließ, der gegen Kinder, Sklaven, Niedre, Fremde, Feinde nicht als Römischer Bürger oder Patricier, sondern als Mensch handelte, der war humanus, humanissimus, nicht etwa in

Dritte Samml.

B

Gesprächen nur und in der Gesellschaft, sondern auch in Geschäften, in häuslichen Sitten, in der ganzen Handlungsweise. Und da hiezu das Studium und die Liebe der griechischen Weltweisheit viel that, daß sie den rauhen, strengen Römer nachgebend, sanft, gefällig, billigdenkend machte, konnte den bildenden Wissenschaften ein schönerer Name gegeben werden, als daß man sie menschliche Wissenschaften nannte? Gewiß war von ihnen die Philosophie nicht ausgeschlossen *); vielmehr war sie dieser bildenden Wissenschaften Erzieherinn und Gesellinn, bald ihre Mutter, bald ihre Tochter gewesen.

Da bei den Römern also die Humanität zuerst als eine Bezähmerinn harter

*) Ernesti Rede de humanitatis disciplina ist hierüber bekannt. U. d. H.

bürgerlicher Geseze und Rechte, als die eigentliche Tochter der Philosophie und bildenden Wissenschaften einen Namen gewonnen hat, der sich mit diesen nachher weiter vererbte: so lassen Sie uns ja Namen und Sache ehren. Auch in den abergläubigsten, dunkelsten Zeiten erinnerte der Name humaniora an den ernstest und schönsten Zweck, den die Wissenschaften befördern sollten; diesen wollen wir, da wir menschliche Wissenschaften doch nicht wohl sagen können, mit und ohne dem Wort Humanität, nie vergessen, nie aufgeben. Wir bedürfen dessen eben so wohl als die Römer.

Denn blicken Sie jetzt weiterhin in die Geschichte; es kam eine Zeit, da das Wort Mensch (homo) einen ganz andern Sinn bekam, es hieß ein Pflichtträger, ein Unterthan, ein Vasall, ein Die-

ner *). Wer dies nicht war, der genoß keines Rechts, der war seines Lebens nicht sicher; und die, denen jene dienende Menschen zugehörten, waren Uebermenschen. Der Eid, den man ihnen ablegte, hieß Menschenpflicht (homagium) und wer ein freier Mann seyn wollte, mußte durch den Mann-Rechtsbrief beweisen, daß er kein homo, kein Mensch sei. Wundern Sie sich nun, daß dem Wort Mensch in unsrer Sprache ein so niedriger Begriff anklebt? seiner Abstammung selbst heißt es ja nichts anders als ein verachteter Mann, Menaisk, ein Männlein **).

*) Daher noch der Ausdruck: er ist ein homo!
Du homo! „u. s.“ U. d. S.

**) Weder Wächter noch Adelnung haben diesen Ursprung der Endung im Wort Menaisk bemerkt; er scheint aber der wahre; denn wenn man das Wort Mensch nach

Auch Leute, Leutlein wurden nur als Anhängsel des Landes betrachtet, das sie bebauen mußten, auf welchem sie starben. Der Fürst, der Edle war Herr und Eigenthümer über Land und Leute; und seine Secfelträger, Canzlisten, Capellane, Vasallen und Klienten waren homines, Menschen oder Menschlein, mit mancherlei Nebenbestimmungen, die ihnen bloß das Verhältniß gab, nach welchem sie Ihm angehörten *). Lassen Sie uns ja zum

B 3

Niederfächsischer, d. i. der alten und ächten Art ausspricht, so heißt es Mensch (Mensk) d. i. ein elender unbewehrter Mann, ein Männlein. A. d. H.

*) S. hierüber Du Fresne Glossar. artic. Homo: Homines denariales, chartularii, fiscales, ecclesiastici, de corpore, pertinentes, commendati, calati, feudales, exercitiales, ligii, de manu mortua, de suis manibus, de manuplastu etc.

Begriff der Humanität bei Griechen und Römern übergehen: denn bei diesem barbarischen Menschenrecht wird uns angst und bange.

Das Hauptgut wollen wir ja nicht vergessen, das uns die tiefere Betrachtung der Menschennatur für alle Zeiten erworben hat; es ist die Erkenntniß unsrer Kräfte und Anlagen, unsres Berufes und unsrer Pflicht. Eben in dem, wodurch der Mensch von Thieren sich unterscheidet, liegt sein Charakter, sein Adel, seine Bestimmung; er kann sich davon so wenig als von der Menschheit selbst losfagen. Dies ist das wahre Studium humanitatis, in welchem uns Griechen und Römer vortreflich vorgegangen sind; Schande, wenn wir ihnen nachbleiben wollten!

Der Mensch hat einen Willen, er ist des Gesetzes fähig: seine Vernunft ist ihm Gesetz. Ein heiliges, unverbrüchliches Gesetz, dem er sich nie entziehen darf, dem er sich nie entziehen soll. Er ist nicht etwa nur ein mechanisches Glied der Naturkette; sondern der Geist, der die Natur beherrscht, ist Theilweise in ihm. Jener soll er folgen; die Dinge um ihn her, insonderheit seine eigne Handlungen soll er dem allgemeinen Principium der Welt gemäß anordnen. Hierinn ist er keinem Zwange unterworfen, ja er ist keines Zwanges fähig. Er constituiret sich selbst; er constituirt mit andern ihm Gleichgesinnten nach heiligen, unverbrüchlichen Gesetzen eine Gesellschaft. Nach solchen ist er Freund, Bürger, Ehemann, Vater; Mitbürger endlich der großen Stadt Gottes auf Erden, die nur Ein Gesetz, Ein Dämon, der Geist einer

allgemeinen Verunft und Humanität beherrscher, ordnet, lenket.

Doch warum spreche ich? und lasse nicht lieber den menschenfreundlichen Kaiser sprechen, der in seinen Betrachtungen über sich selbst mehr als in seiner Statue vor dem Capitol als Gesetzgeber der Welt dem Menschengeschlecht sanftmüthig groß gebietet.

Mark-Antonin über sich selbst.

„Von Apollonius habe ich gelernt, frei zu seyn, und ohne Wankelmuth unbeweglich; auf nichts anders, auch mit dem kleinsten Seitenblick hinzusehen, als auf die Verunft; immer Derselbe zu seyn, unter den heftigsten Schmerzen, beym Verlust eines Kindes, in langwierigen Krankheiten. Wie in einem lebendigen Muster habe ich an ihm deutlich ersehen, wie Derselbe Mann

sehr strenge und doch auch nachgebend seyn könne. Ich habe von ihm gelernt, wie man von Freunden sogenannte Gefälligkeiten annehmen könne, daß man ihnen weder verhasstet werde, noch solche Gefäßlos zurückweisen dürfe.“

„Vom Sextus lernte ich Wohlwollen; ich empfing das Muster einer väterlichen Hausverwaltung, und den Sinn, nach der Natur zu leben. Ich lernte, ernst seyn ohne Steifheit, mich in Freunde schicken ohne Lanne, Unwissende und vom Wahn Geleitete dulden. An ihm sah ich, was Gefälligkeit gegen Jedermann sey: denn sein Umgang war angenehmer als alle Schmeichelei, und doch blieb er zu eben der Zeit bei allen in Achtung.“

„Von meinem Bruder Severus lernte ich Verwandte, Recht und Wahrheit lieben. Durch ihn lernte ich einen Thrasea,

Helvidius, Cato, Dion und Brutus kennen: ich empfing die Idee eines Staats, der nach gleichen Gesetzen und Rechten verwaltet wird, einer Regierung, die der Freiheit ihrer Unterthanen die höchste Achtung erweist. Von ihm lernte ich standhaft und ohne Scheu die Philosophie hochschätzen, gutthätig seyn auf die beste reichste Weise, jederzeit das Beste hoffen, und auf die Liebe der Freunde trauen; es ihnen gesehen, worinn man mit ihnen unzufrieden sei; was man wolle oder nicht wolle, sie nicht errathen lassen, sondern es ihnen klar sagen.“

„Haben wir den Verstand mit einander gemein, so ist uns auch die Vernunft gemein, durch die wir vernünftig sind. Ist dieses: so ist uns auch die Vernunft gemein, die vorschreibt, was wir zu thun und nicht zu thun haben. Ist dies, so

haben wir auch ein gemeinschaftliches Gesetz. Ist das, so sind wir Bürger und nehmen an Einem gemeinschaftlichen Staate Theil. Dieser Staat ist die Welt: denn was für einen andern Staat könnte jemand nennen, an dem das ganze Menschengeschlecht Theil nehme? Aus diesem gemeinschaftlichen Staat also haben wir alle denselben Verstand, dieselbe Vernunft, dieselbe Gesetzgebende Vernunft: denn woher hätten wir sie sonst? Wie das Irdische an mir, das Feuchte, das Lustige, das Feurige jedes aus der Quelle seines Elements kommt, und dahin gehöret: so muß auch der Verstand irgend woher seyn und dazu gehören.“

„Was Dir süßlich ist, o Weltall, ist auch mir bequem. Nichts kommt mir zu frühe, nichts zu spät, was dir recht ist. Alles ist mir Frucht, o Natur, was Deine

Horen mir bringen. Aus dir kommt alles,
in dir ist alles, in dich kehrt alles zurück.
Wenn jener sagte: o du geliebte Ce-
croys = Stadt, sollte ich nicht sagen: o
du geliebte Gottes = Stadt!“

„Der Geist des Weltalls ist ein Ge-
meinheit-Stifter. Das Schlechtere hat er
des Bessern wegen hervorgebracht, das Bes-
sere harmonisch zu einander geordnet. Du
siehst, wie er unter- wie er zusammenord-
nete, wie er jedem Dinge nach Würde das
seinige zutheilte, und die edelsten Wesen
zum einstimrigen Wohlwollen, zum
Gleichsinn gegen einander verknüpf-
hat.“

„Stehest du des Morgens ungerne auf,
so ermuntere dich mit dem Gedanken: ich
erwache zum Werk des Menschen!
Sollte ich mit Unwillen dran gehen, Das
zu thun, deshalb ich geboren, dazu ich in

die Welt kommen bin? „Die Ruhe ist aber angenehm.“ Bist du zum Genießen geboren? oder nicht vielmehr zum Thun, zum Wirken? Siehest du nicht, wie Gewächse, Vögel, Ameisen, Spinnen, Bienen die Welt auf ihrem Plage mitzieren? und du, ein Mensch, wolltest deinen Menschenveruf nicht erfüllen? Du eilst nicht zu dem, was deine Natur von dir fodert? Du liebst dich also nicht selbst, da du deine Natur, und ihr Gesetz nicht liebest. Andre, die ihre Kunst lieben, zehren sich in Ausübung derselben ab, sie vergessen Speise und Trank; du aber schägest deine Menschennatur geringer, als der Drechsler die Drehkunst, der Tänzer die Tanzkunst, der Geizige das Geld, der Ehrfüchtige ein wenig Ehre. Scheinen Dir Arbeiten zum gemeinen Wohlfeyn zu geringe, als daß sie gleichen Fleißes bedürften?“

„Siehe zu, daß du nicht verkaisert werdest: nimm die Linctur nicht an. Denn das geschieht leicht! Erhalte dich einfach, gut, unverfälscht, ernsthaft, Prachtlos, Rechtliebend, Gottverehrend, sanftmüthig, liebend die Deinigen, tapfer zu jedem wohl- anständigen Werk. Kämpfe, daß du Der bleibest, zu dem dich die Philosophie machen wollte. Verehere die Götter, erhalte die Menschen. Kurz ist das Leben; und es giebt nur Eine Frucht des irdischen Lebens: ein heiliges Gemüth und zum Wohl der Gesellschaft dienende Werke.“

„Glaube nicht, daß wenn dir etwas schwer dünkt, es dem Menschen unmöglich sey; und was dem Menschen je möglich war, das halte auch dir möglich.“

„Gegen unvernünftige Thiere, überhaupt auch bei allen vorkommenden Vernunftlosen Dingen und Geschäften betrage dich als ei-

ner, der Vernunft hat, großmüthig und frei. Gegen Menschen aber, als gegen vernünftige Wesen, betrage dich mit gemeinschaftlicher, gefelliger Vernunft.“

„Die Menschen sind um einander willen da. Belehre sie also, oder ertrage sie.“

„Fange endlich einmal an ein Mensch zu seyn; hüte dich aber eben so wohl, den Menschen zu schmeicheln, als über sie zu zürnen. Beides ist wider die Pflicht der Gesellschaft; beides ist schädlich.“

„Welche Macht und Würde hat der Mensch! Nichts zu thun, als was die Gottheit selbst billigen würde; und alles aufzunehmen, was ihm Gott anweist.“

„Mensch! Du warst in diesem großen Staate Gottes ein Mitbürger; was kümmerst es dich, daß du es nur fünf Jahre lang warst? Was nach Befehlen geschieht, thut Niemandem unrecht. Was ist denn Schreck-

liches

liches darinn, daß dich nicht ein Tyrann, noch ein ungerechter Richter sondern die Natur wegruft, die dich in diesen Staat einführte? eben wie den Schauspieler, den der Prätordung, der Prätor auch von der Schaubühne entläßt. — „Aber die fünf Acte des Stückes sind von mir noch nicht geendet; sondern nur drei. „Wohl! Im Leben sind drei Acte auch ein Stück. Was ein Ganzes seyn soll, bestimmt der, der einst Compositieur, jetzt Auflöser des Spiels ist. Du bist keins von beiden. Geh' also zufrieden fort; auch Er entläßt dich zufrieden.“

— So spricht Mark-Antonin auf allen Blättern. Wir wollen nicht sagen: „Heiliger bitte für uns; sondern: menschlicher Kaiser, sei uns ein Muster.“

Wer vermag die Würde von solchen Dingen,
dem Geiste
Ihrer Erfindung gemäß, ein Lied zu dichten?
Und wer hat
Kraft im Busen, und Worte der Zunge, zu
strömen ein Loblied
Ienem vortreflichen Mann, der solche Schätze
der Wahrheit,
Die sich sein Herz erworben, uns zum Ges-
chenke gelassen?
Möcht' es auch einer wagen, von sterblichem
Blute geböhren?
Wenn der Dinge Gewicht, die sein hoher
Geist uns entdeckt hat,
Ihren vortreflichen Werth wir bedenken, so
war er ein Gott uns,

Ja ein Gott wars, ruhmvoller Memmius!
 welcher zuerst uns
 Jenen erhabenen Weg des Lebens gezeigt,
 den jetzt wir
 Weisheit nennen; und der, durch ihre
 Hilfe, das Leben
 Aus dem Dunkel der Nacht, aus wogenden
 Fluthen gerettet,
 Und in den friedlichen Port, in klares Licht es
 gestellt hat.
 Nimm die Erfindungen andrer, die man für
 göttlich erkannt hat;
 Ceres pflanzte die Aehren; es lehrte die Sterb-
 lichen Bacchus
 Den gekelterten Most aus der Rebe drücken;
 da dennoch
 Ohne Gebrauch von diesen Dingen das Leben
 bestehen mag,
 Wie mans an Völkern ersieht, die jetzt noch
 ihrer entbehren.
 Ist die Brust dir nicht rein, so suchst du ver-
 gebens ein Glück dir,

Denkest umsonst an Lebensgenuß. Drum
 scheint er ein Gott uns,
 Und mit mehrerem Recht als jene, von dem
 in die Herzen
 Aller Völker so süßer Trost für das Leben
 geflossen.

Sollte dir aber dünken, es gingen des
 Herkules Thaten
 Diesen weit noch voran, so würdest du grö-
 ßer dich irren:
 Denn was hat des Nemäischen Löwen gefürch-
 teter Rachen
 Schreckbares jetzt für uns? und der Zahn des
 arkadischen Keilers?
 Was aus Kreta der Stier? was des Iernä-
 schen Sumpfes
 Giftige Pest, die Hydra, mit zischenden Nat-
 tern umgürtet?
 Was kam die Niesenbrust des dreifachen
 Geryon, was die
 Rosse, die Flammen schnauben, die über Thra-
 ciens Felder

Auf die Bistonischen Fluren und auf die Frucht-
reichen Saaten,

Wo sich Ismarus hebt, Tod brachten und wil-
des Verderben?

Wodurch möchten der Stymphaliden gebogene
Krallen

Uns noch fürchterlich werden? wodurch der
hesperische Drache,

Der um den Baum gewunden in ungeheuren
Kreisen,

Tod aus den Augen blitzend, die goldenen Aep-
fel bewachtet?

Was möcht' dieser uns Schaden an seiner at-
lantischen Küste,

An dem unwirthbaren Ufer, wo keiner von
uns den Fuß hin:

Setzet, das der Barbar selbst zu betreten sich
scheuet.

Also verhält es sich auch mit den übrigen
Abentheuern.

Hätte sie keiner bestanden, wer möchte sie jetzt
noch bestehen?

Niemand, wie ich glaube. Was sollten sie
 Schaden uns bringen?
 Noch ist voll die Welt von Ungeheuern, es
 herrschet
 Noch in den Thälern, den Wäldern, den tiefen
 Klüften der Berge
 Raubbegierige Wut; allein was gehet sie uns
 an?

Aber welche Gefahr, und welche tödtende
 Zwietracht
 Schleicht sich in eine Brust, die von Leidens-
 schaften nicht rein ist!
 Wie zerfleischen das Herz die ängstlichen,
 scharfen Begierden!
 Wie zernaget die Sorge den Menschen! wie
 quälet die Furcht ihn!
 Welche Verwüstungen richtet der Stolz nicht
 an, und die Geilheit,
 Und der Uebermuth, das Prassen, die niedrige
 Faulheit!

Alles dieses hat Er, mit Waffen nicht,
 aber mit Worten,
 Tief aus dem Herzen hinweggeräumt und sel-
 ber gebändigt;

Und ihm gebührete nicht der Dank, der Göt-
 tern gebühret?

Ihm, dem Manne, der selbst mit Götterzunge
 von ihnen

Oft gesprochen und ganz der Dinge Natur
 uns enthüllt hat.

Auf die Spuren von seinem Pfade tret'
 ich —

So pries ein Römischer Dichter, Lu-
 crez, Einen seiner Lieblinge der Vorwelt,
 und er hat mehrere derselben als Genien
 unsres Geschlechts, als Götter und Sterne
 an den Himmel gesetzt, weil sie Lebens-
 weisheit und Humanität unter den
 Menschen gegründet oder befördert haben.
 Keiner seiner edeln Mitbürger ist ihm hie-
 bei in Wort und That nachgeblieben.

Viele Oden des Horaz, noch mehr aber seine Sermonen und sogenannte Satyren sind seine Bearbeitungen der Menschheit; sie haben alle, wenigstens mittelbar, zum Zweck, einen Umriss in das rohe Ge-
 bilde des Lebens zu bringen, die Ideen und Sitten jener Person, dieser Stände nach dem Nichtmaas des Wahren und Guten, des Anständigen und Schönen zu ordnen. Persius, Juvenal, Lucan und andre wirken dahin, jeder nach seiner Weise; vor allen aber bezeichnet Virgil, wo er kann, seine Gesänge mit einem zarten Druck der Menschenliebe. Unmöglich ist, daß ein Mann oder Jüngling, dem das Innere dieser Heiligthümer aufgeschlossen wird, sein Inneres nicht durchdrungen und zu einer Form gebildet fähste, die ihm vielleicht man-
 nige neuere Schriften gewähren. Es ist, als ob je nen großen Autoren die Menschheit

reiner vorstand, oder als ob sie mehr Kraft gehabt hätten, auch unter allen Unarten der Zeit, ihre wahre Gestalt lebhafter anzuerkennen, stärker und reiner zu schildern; wozu denn, nebst vielem andern, auch ihre Sprache und der Begriff beitrug, den sie sich von Poesie machten.

Doch nicht bei Poesie allein blieb diese Bildung stehen; Troß alles Harten und Drückenden zeigt sie sich auch in der Römischen Geschichte. Man lese im Cornelius des Atticus, in Sallust Catilina's, in Tacitus Agrikola's Leben, vor allen aber den letzten, den wegen seiner dunkeln Härte so verächtigten Tacitus; und man müßte ein entschiedner Barbar seyn, wenn man in ihnen die tiefen Züge echter Humanität nicht bemerkte. Tacitus beschreibt die Gräueltollsten Zeiten, die lasterhaftesten Charaktere; er deckt einen

Abgrund von Sitten und einer Regierungsform auf, vor dem man schaudert; zeige man in ihm aber ein einziges Gemähsde solcher Unthaten und verderbten Seelen, das er nicht in das Licht gestellt hätte, dahin es gehdret! Livia, Liber, Sejan, Caligula, Claudius, und wie die Unmenschen weiter heißen; gegentheils jede unterdrückte Sprosse des Guten, die sich auf diesem abscheulichen Boden zeigte, alle sind von ihm, wehn auch nur mit Einem Wort, in Einem Zuge, dem unpartheiischen Mitleid oder Gegengefühl nahe gebracht; sie stehen auf ewig in der Classe menschlicher, halb- und unmenschlicher Wesen, wo sie stehen sollten. Wer uns keine Umschreibung, sondern eine Uebersetzung dieses Geschichtschreibers ganz in seinen Umrissen, in seiner Physiognomie gäbe, könnte nicht anders, als den Sinn der Mensch-

heit auch für unsre Zeit tausendfach erwecken und bilden.

Lassen Sie uns also glauben, daß Jung und Alt in beiden Geschlechtern, wenn es die Schriften der Alten in ihrem Geiste liebet, nicht anders als zur Humanität bearbeitet werden könne. Die barbarische Rinde des Herkommens, die uns von aussen angelegt ist, muß einigermaßen gebrochen werden, wenn wir andre Menschen zu einer andern äußerst verderbten Zeit männlicher denken, würdiger sprechen hören. Wir werden, aus unserm Todeschlaf geweckt, und lernen in strengern Unwissen kennen:

Quid sumus, aut quidnam victuri gignimur,
 ordo
 quis datus, aut metae quam mollis flexus,
 et unde,

quis modus argento, quid fas optare, quid
asper
utile nummus habet, patriae carisque pro-
pinquis
quantum elargiri deceat, quem te Deus esse
iussit et humana qua parte locatus es in re —
Discite, o miseri, et causas cognoscite re-
rum.

31.

Die Griechen hatten das Wort Humanität nicht; seit aber Orpheus sie durch den Klang seiner Leyer aus Thieren zu Menschen gemacht hatte, war der Begriff dieses Wortes die Kunst ihrer Musen. Ich bin weit entfernt, die Griechischen Sitten und Verfassungen zu jeder Zeit und allenthalben als Muster zu preisen; das kann indessen nicht geläugnet werden, daß das

emollit mores nec finit esse feros

mittelbar oder unmittelbar der Endzweck gewesen, auf den ihre edelsten Dichter, Gesetzgeber und Weise wirkten. Von Ho-

mer bis auf Plutarch und Longin ist ihren besten Schriften bei einer großen Bestimmtheit der Begriffe eine so reizende Cultur der Seele eingeprägt, daß, wie sich an ihnen die Römer bildeten, sie auch uns kaum ungebildet lassen mögen.

Einzelne Blätter, die mir über die Humanität einiger Griechischen Dichter und Philosophen in die Hände gekommen sind, sollen Ihnen zu einer andern Zeit zukommen; jetzt bemerke ich nur, daß wenn in spätern Zeiten bei irgend einem Schriftsteller, er sei Geschäftsmann, Arzt, Theolog oder Rechtslehrer, eine feinere, ich möchte sagen, classische Bildung sich äußerte, diese meistens auch auf classischem Boden, in der Schule der Griechen und Römer erworben, der Sprößling ihres Geistes gewesen. Wie die Griechische Kunst unübertroffen, und in Absicht

der Reinheit ihrer Umrisse, des Großen, Schönen und Edlen ihrer Gestalten, allen Zeiten das Muster geblieben: fast also ist auch, Weniges ausgenommen, mit den Vorstellungsarten des menschlichen Geistes. Was wir kraus sagen und verwickelt denken, gaben sie hell und rein an den Tag; ein kleiner Satz, eine schlichtvorgetragene Erfahrung enthält bei ihnen, wenn mans zu finden weiß, oft mehr als unsre verworrenste Deductionen, die Probleme neuere Staatskunst verwickelt vorträgt, sind in der Griechischen Geschichte hell und klar auseinandergesetzt, und durch die Erfahrung längst entschieden. Die Kritik des Geschmacks endlich, ja die reinste Philosophie des Lebens, woher stammen sie als von den Griechen? In den schönsten Seelen dieser Nation bildeten sie sich; hie und da hat sich ihr Geist schwesterlichen Seelen mitgetheilet.

So lange uns also die Griechen nicht geraubt, und da sie bisher dem Sturz der Zeiten, der Vertilgung wilder Barbaren und Schwärmer entronnen sind, wird wahre Humanität nie von der Erde vertilgt werden.

Immer wird mir wohl, wenn ich auch in unsern Zeiten einen reinen Nachklang der Weisheit Griechischer und Römischer Muse höre. Eine Ausgabe, eine Uebersetzung, eine wahre Erläuterung dieses oder jenes Dichters, Philosophen und Geschichtschreibers halte ich für ein Bruchstück des großen Gebäudes der Bildung unsres Geschlechts für unsre und die zukünftige Zeiten. Eine verständige Stimme, die über unsre jetzige Weltlage aus alter Erfahrung spricht, ist mir mehr, als ob ein Barde weissagte.

Aus Ihren Briefen, meine Freunde, ziehe ich mir folgendes :

1. Das weiche Mitgefühl mit den Schwächen unsres Geschlechts, das wir gewöhnlicher Weise Menschlichkeit nennen, macht die ganze Humanität nicht aus. Zu rechter Zeit, am rechten Ort zielt es den Menschen allerdings; da Sympathie in reinem Verstande, d. i. eine lebhaft, schnelle Verfehlung in den Zustand des Fehlenden, Irrenden, Leidenden, Gequälten, der zarteste Kitt der Vereinigung ähnlicher Geschöpfe, und unter Menschen das lindeste Band ihrer Verbindung ist. Nichts

fröst mehr zurück, als Gefühllose, stolze Härte. Ein Betragen, als ob man höhern Stammes und ganz anderer, oder gar eigner Art sei, erbittert Jeden, und ziehet dem Uebermenschen das unvermeidliche Uebel zu, daß sein Herz ungebrochen, leer, und ungebildet bleibt, daß Jedermann zuletzt ihn hasset oder verachtet.

So nothwendig indessen eine menschliche Kindigkeit und Milde gegen die Fehler und Leiden unsrer Nebengeschöpfe bleibt: so muß sie doch, wenn sie zu weich und ausschließend wird, den Charakter erschaffen, und kann eben dadurch die härteste Grausamkeit werden. Ohne Gerechtigkeit bestehet Billigkeit nicht; eine Nachsicht ohne Einsicht der Schwächen und Fehler ist eine Verzärtelung, die eiternde Wunden mit Rosen bedeckt, und eben dadurch Schmerzen und Gefahr mehret.

2. Auch ist Humanität Ihnen nicht bloß jene leichte Geselligkeit, ein sanftes Zuborkommen im Umgange, so viel Reize dies auch dem täglichen Leben gewähret. Vielmehr ist sie, subjectiv betrachtet,

3. Ein Gefühl der menschlichen Natur in ihrer Stärke und Schwäche, in Mängeln und Vollkommenheiten, nicht ohne Thätigkeit, nicht ohne Einsicht. Was zum Charakter unsres Geschlechts gehört, jede mögliche Ausbildung und Vervollkommnung desselben, dies ist das Object, das der humane Mann vor sich hat, wornach er strebet, wozu er wirket. Da unser Geschlecht selbst aus sich machen muß, was aus ihm werden kann und soll: so darf keiner, der zu ihm gehört, dabei müßig bleiben. Er muß am Wohl und Weh des Ganzen Theil nehmen, und

seinen Theil Vernunft, sein Pensum Thätigkeit mit gutem Willen dem Genius seines Geschlechts opfern.

4. Zum Besten der gesammten Menschheit kann niemand beitragen, der nicht aus sich selbst macht, was aus ihm werden kann und soll; jeder also muß den Garten der Humanität zuerst auf dem Beet, wo er als Baum grünnet, oder als Blume blühet, pflegen und warten. Wir tragen alle ein Ideal in und mit uns, was Wir seyn sollten, und nicht sind; die Schlacken, die wir ablegen, die Form, die wir erlangen sollen, kennen wir alle. Und da, was wir werden sollen, wir nicht anders als durch uns und andre, von ihnen erlangend, auf sie wirkend, werden können: so wird nothwendig unsre Humanität mit der Humanität anderer Eins, und unser ganzes Leben eine Schule, ein Übungsplatz ders

selben. Was wahrhaftig, was ehrbar, was gerecht, was keusch, was lieblich ist, was wohlkauter, ist etwa eine Tugend, ist etwa ein Lob, dessen befehligt euch, sagt selbst ein Apostel.

5. Alle Einrichtungen der Menschen, alle Wissenschaften und Künste können, wenn sie rechter Art sind, keinen andern Zweck haben, als uns zu humanisiren, d. i. den Unmenschen oder Halbmenschen zum Menschen zu machen, und unserm Geschlecht zuerst in kleinen Theilen die Form zu geben, die die Vernunft billigt, die Pflicht fodert, nach der unser Bedürfnis strebet. Daß die Wissenschaften, die man humaniora nennt, zum leeren Zeitvertreib oder zu eitelm Puz ausgeartet sind, ist ein Mißbrauch, den schon ihr Name strafet. Ursprünglich war dieß nicht also. Vollends

Künste und Wissenschaften, die den angebohrnen Stolz, die freche Anmaassung, das blinde Vorurtheil, die Unvernunft und Unsitlichkeit stärken, verschleiern, schmücken, beschönern, sollte man brutalisirende Künste und Wissenschaften nennen, werth von Sklaven getrieben zu werden, damit auf ihnen die menschliche Thierheit ruhe.

Es freuet mich, daß Sie den Dichter, der den unmenschlichen Achill besang, aus der Reihe humanisirender Weisen nicht ausschließen wollen; das Theater der Alten und ihre Gesetzgebung wird davon gewiß auch nicht ausgeschlossen seyn. Das Gemüth läutert, hebet und stärkt sich durch die Betrachtung: „wir sind Menschen. Nichts mehr, aber auch nichts minderes, als dieser Name saget.“

Nachricht.

Fragment eines Gespräches des Lords
Shaftesburi.

Theokles. Kann eine Freundschaft so
heroisch seyn, als die gegen das mensch-
liche Geschlecht? Halten Sie die Liebe ge-
gen Freunde überhaupt und gegen unser
Vaterland für nichts? Oder glauben Sie,
daß die besondre Freundschaft ohne sol-
che erweiterte Neigung und ohne das Ge-

fühl der Verbindlichkeit gegen die Gesellschaft bestehen könne?

Philokles. Daß man Verbindlichkeiten gegen das menschliche Geschlecht habe, wird niemand leugnen, der auf den Namen eines Freundes Anspruch macht. Schwerlich würde ich dem nur den Namen Mensch zugestehen, der nie Jemanden Freund genannt oder nie selbst Freund geheißen hat. Aber wer sich als ein wahrer Freund bewährt, der ist Mensch genug und wird es der Gesellschaft an sich nicht fehlen lassen. Für meine Person sehe ich so wenig Großes und Liebenswürdiges an dem menschlichen Geschlecht, und habe eine so gleichgültige Meinung von dem großen Haufen der Gesellschaft, daß ich mir sehr wenig Vergnügen von der Liebe zu beiden versprechen kann.

Th. Rechnen Sie denn Güte und Dankbarkeit unter die Handlungen der Freundschaft und des Wohlwollens?

Ph. Ohne Zweifel; sie sind ja die vornehmsten.

Th. Gesezt also der Verpflichtete entdeckte Fehler an seinem Wohlthäter, würde dies jenen von seiner Dankbarkeit losprechen?

Ph. Nicht im geringsten.

Th. Oder macht es die Ausübung der Dankbarkeit weniger angenehm?

Ph. Mich dünkt vielmehr das Gegentheil. Denn wenn mirs an allen andern Mitteln der Vergeltung fehlte, so würde ich mich freuen, wenigstens dadurch meine Dankbarkeit gegen meinen Wohlthäter sicher zeigen zu können, daß ich seine Fehler als ein Freund ertrüge.

Th. Und was die Güte betrifft, sagen Sie mir, mein Freund, sollen wir denn bloß denen Gutes thun, die es verdienen? Etwa bloß einem guten Nachbar oder Verwandten, einem guten Vater, Kinde oder Bruder? Oder lehrt Natur, Vernunft und Menschlichkeit uns nicht vielmehr, einem Vater bloß weil er Vater, einem Kinde bloß weil es Kind ist, Gutes zu thun? Und so in jedem Verhältniß des menschlichen Lebens.

Ph. Ich glaube, das letzte ist das richtigste.

Th. O Philokles! Bedenken Sie also, was Sie sagten, da Sie die Liebe gegen das menschliche Geschlecht der menschlichen Gebrechen wegen verwarfen, und den großen Haufen seines elenden Zustandes wegen verachteten. Sehen Sie nun, ob diese Gesinnung mit der Menschlichkeit bestehen

kann, die Sie sonst so hoch schätzen und ausüben. Wo kann Edelmuth statt finden, wenn nicht hier? Wo können wir je Freundschaft beweisen, wenn nicht an diesem Hauptgegenstande derselben? Gegen wen werden wir treu und dankbar seyn, wenn nicht gegen das menschliche Geschlecht und gegen die Gesellschaft, welcher wir so stark verpflichtet sind? Welche Gebrechen oder Fehler können eine solche Unterlassung entschuldigen, oder in einem dankbaren Herzen je das Vergnügen vermindern, welches aus liebevoller Erwidrerung empfangener Wohlthaten entspringt? Können Sie, bloß aus guter Lebensart, aus einem natürlichguten Temperament Vergnügen daran finden, Höflichkeit, Gefälligkeit, Dienstfertigkeit zu beweisen, Gegenstände des Mitleidens selbst aussuchen und wo es in Ihrer Macht steht, selbst Unbekannten

dienen; kann es auch in fremden Ländern oder, wenns Auswärtige betrifft, auch hier Sie entzücken, allen die es bedürfen, auf die leutseligste, freundschaftlichste Art zu helfen, zu rathen, beizustehen; und sollte Ihr Vaterland oder was noch mehr ist, Ihr ganzes Geschlecht weniger Wohlwollen von Ihnen fodern können, weniger Achtung von Ihnen verdienen, als Einer von jenen Gegenständen, die Ihnen von ungefähr in den Wurf kommen? —

Ph. Ich befürchte, daß ich auf diese Art nie ein Freund oder Liebhaber werde. Eine Liebe gegen eine einzelne Person kann ich so ziemlich fassen; aber diese zusammengesetzte, allgemeine Art von Liebe, (ich gehe es, Theokles,) ist mir zu hoch. Ich kann das Individuum, aber nicht die ganze Gattung, ich kann nichts lieben, wovon ich nicht irgend ein sinnliches Bild habe.

Lh. Wie, Philokles? Sie könnten nie anders lieben, als auf diese Art? War Palämons Charakter Ihnen gleichgültig, da er Sie zu dem langen Briefwechsel vermochte, der Ihrer neuerlichen persönlichen Bekanntschaft voranging?

Ph. Ich kann dies nicht läugnen; und jetzt, dünkt mich, verstehe ich Ihr Geheimniß, und begreife wie ich mich dazu vorbereiten muß. Denn eben wie ich damals als ich Palämon zu lieben anfing, mich genöthigt sah, mir eine Art von materiellem Gegenstände zu bilden und immer ein solches Bild im Kopf hatte, so oft ich an ihn dachte: eben so muß ichs in diesem Falle zu machen suchen —

Lh. Mich dünkt, Sie könnten immer so viel Gefälligkeit gegen das menschliche Geschlecht haben, als gegen die alten Römer, in welche Sie, aller ihrer Fehler un-

geachtet, doch immer verliebt gewesen sind, besonders unter der Vorstellung eines schönen Jünglings, der Genius des Volks genannt.

Ph. Wäre mir's möglich, meiner Seele ein solches Bild einzudrücken, es möchte nun das menschliche Geschlecht oder die Natur bedeuten, so würde das vermuthlich auf mich wirken, und mich zum Liebhaber nach Ihrer Art machen. Noch besser aber, wenn Sie es so veranstalten könnten, daß die Liebe zwischen uns wechselseitig würde; wenn Sie mich überreden könnten, zu glauben, dieser Genius sei nicht gleichgültig gegen meine Liebe und fähig sie zu erwidern —

Th. Gut! ich nehme die Bedingung an. Morgen, wenn die östliche Sonne, wie die Dichter sagen, mit ihren ersten Stralen den Gipfel jenes Hügel's vergol-

det, dann wollen wir, wenns Ihnen beliebt, mit Hülfe der Nymphen des Hains dieser unsrer Liebe nachspüren, erst den Genius des Orts anrufen, und dann versuchen, ob wir nicht wenigstens eines schwachen, fernen Anblicks des höchsten Genius und der ersten Urschönheit gewürdigt werden. Sollte es Ihnen glücken, nur Einmal diese zu sehen: so stehe ich dafür, alle jene widrige Züge und Häßlichkeiten sowohl der Natur als des menschlichen Geschlechts werden Augenblicks verschwinden. Ihr Herz wird ganz mit der Liebe erfüllt werden, die ich Ihnen wünsche.

* * *

So weit dies Gespräch. Wie Theokles seinen Zweck bewirkt habe, mögen Sie in der vortreflichen Rhapsodie: die Mo-

ralisten beim edeln Shaftesburi selbst lesen *).

*) Meiner Gesinnung nach ist es Eines der schönsten Verdienste Spaldings, daß Er, zu jener Zeit 1745. in seiner Lage uns Shaftesburi's Moralisten bekannt machte. Mehr als dreißig Jahre nachher ist zuerst die Uebersetzung des ganzen Shaftesburi gefolget. Shaftesburi philosophische Werke, Leipzig. 1776—79.

A. d. S.

Mit Recht nennen Sie Shaftesburi einen edeln Schriftsteller; ob ihn gleich hie und da, sein Stand, ich möchte sagen, seine Lordschaft übereilte. Sein zuweilen Zwangvoller Styl, manche Spässe, die er sich über die Geistlichkeit erlaubte, sein Einfall, „Witz und Humor zum Prüfstein aller, auch der ernstesten Wahrheit zu machen,“ haben Tadler und Widerleger genug gefunden; über seinen Kunst = Geschmack wäre auch Manches zu sagen. Die bessere philosophische Seele aber, die in ihm wohnte, sein honestum und decorum in der Moral, hundert feine Bemerkungen über

Grundsätze, Sitten, Composition und Lebensweise sind nach allem Tadel unwiderlegt geblieben. Ich kann mir nicht vorstellen, daß ein unbefangener honetter Mann diesen Schriftsteller ohne innige Achtung aus der Hand legen sollte; und für Jünglinge wünschte ich in unsrer Sprache zum übersetzten Shaftesburi eine Zugabe, „wie Shaftesburi zu lesen und was in ihm zu berichtigen seyn möchte.“ Wie Leibniz, so hielten Diderot, Lessing, Mendelssohn, von diesem Virtuoso der Humanität viel; auf die besten Köpfe unsres Jahrhunderts, auf Männer, die sich fürs Wahre, Schöne und Gute mit entschiedner Redlichkeit bemühten, hat er auszeichnend gewirkt.

Und doch, m. J. dünkt mir sein System der Moral unzureichend, sofern es sich bloß auf das decorum et honestum als auf ein

Gefühl gründet. Es kommen starke Stellen darüber, auch als Pflicht, als Gesetz betrachtet, in ihm vor; im Ganzen aber, scheint mirs, hat er, um seine Moral liebenswürdig zu machen, mit der menschlichen Natur etwas zu sehr getändelt. Hier muß man hinter allem doch endlich mit der Stoischen Philosophie zum alten Wort Gottes zurückgehen: „Du sollt! du sollt nicht!“ sofern uns dies nicht Convenienz, Geschmack und Vergnügen, sondern Pflicht und Vernunft vorhält.

Wie deutlich kam mir ein Lehrgedicht zu Handen, wo mir zuerst folgende Stelle in die Augen fiel:

Sei liebeich mit Vernunft; nur weise Huld
ist ächt,

Gleibt Jedem was sie soll und kränket keines
Recht.

Kein Schimmer außrer Macht, kein Geld, das
 Sklaven rühret,
 Hält den Gerechten ab, zu thun was ihm
 gebühret.
 Gleich feurig zu dem Schutz des Edlen als
 des Knechts,
 Ist er der treue Freund des menschlichen
 Geschlechts.
 Unfähig zu der Kunst, die den Vertrag ver-
 drehet,
 Hält er dem Fürsten Wort, wie dem dem
 nackend gehet;
 Bei ihm ist was du hast so sicher als bei dir,
 Das ihm geliehne Gut zieht er dem eignen für;
 Im kleinsten Werk getreu, verschwiegen bis zur
 Waare,
 Und zu des Freundes Dienst bereit bis zum
 Altare.
 Hört, Bürger der Natur, den Inhalt aller
 Pflicht:
 Lernt die Gerechtigkeit! vergessest
 Gottes nicht!

Bereicht durch diese Stelle, schlug ich weiter zurück und fand die Geschichte der Humanität so vorgetragen:

Bernunft, der Gottheit Stral, der rohen Wildern schien,

Hieß aus des Waldes Nacht sie in die Städte ziehn;

Gab Ordnung und Gesetz, schuf Menschen aus Barbaren,

Gebot den Wilden selbst, Verträge zu bewahren.

Dies hob der Weisen Ruhm in Griechenland empor,

Und rief aus Scythien den Anacharsis vor.

So war der Menschheit Recht der Leitstern alter Weisen;

Doch keiner wagte sich es ändern anzupreisen — —

Die Welt verdankt Dir nie, unsterblicher Sokrat!

Dein Fuß betrat zuerst den ungebahnten Pfad.

Der alte Philosoph, vertieft in Zahl und
 Sternen,
 Erhielt von dir die Kunst, sich selbst be-
 schau'n zu lernen.
 Es sah der Mensch das Licht, das längst in
 ihm gebrannt,
 Und das, vom Wahn umwölkt, nur Trägheit
 nicht erkannt.
 Da fühlte sich Athen, und lernte Platons
 Lehren,
 Des Weisen von Stagyr, des Epiktets vereh-
 ren,
 Da tratest du auch auf, erhabner Epikur,
 Der Tugend ächter Freund und Kenner der
 Natur. —
 Verehrungswürd'ges Rom! groß durch er-
 fochtne Kronen,
 Noch größer durch den Geist gepries'ner Eie-
 ronon,
 O Rom, Europa selbst, von deiner Herrschaft
 Joch
 Vorlängst entlediget, ehrt dein Geseze noch.

Aus Quellen der Natur sind deines Rechtes
 Lehren

Ursprünglich hergeführt; sie müssen ewig wäh-
 ren!

Die Nacht der Barbarei verfinsterte dies
 Licht,

Die Welt verwilderte und sah die Tugend
 nicht.

Ein schwarzes Wunderthier, der Ketzerseifer,
 siegte,

Der Dummheit Tugend hieß und mit der
 Wahrheit kriegte;

Bis ihr verstärkter Glanz der Welt mehr Ein-
 sicht gab;

Da fielen der Vernunft die schweren Fesseln
 ab.

Der Dichter nennt Baco, Grotius,
 Puffendorf u. a. mit verdientem Ruhm:
 er gehet die Pflichten durch, gegen Seele
 und Leib, gegen Gott und andre. Ueber
 Irrthum und Unwissenheit, Klugheit und

Thorheit, über die Verbindlichkeit zur Wis-
 senschaft und zu allgemeinen Begriffen,
 über Erfahrung, Vernunft, Geschichte,
 Fabel, Selbsterkenntniß, als Mittel zu
 Besserung des Verstandes und Willens,
 enthält sein Gedicht schöne Stellen. Des-
 gleichen über einzelne Pflichten, die Mä-
 ßigkeit, Sittsamkeit, Gnügsamkeit, Ver-
 bindlichkeit zur Arbeit, über Pflichten in
 Glück und Unglück, über die Dankbarkeit
 gegen Gott, das Vertrauen auf die Vor-
 sehung, über gesellige Hülfe, Sanftmuth,
 Großmuth, Wahrheitliebe, Freigebigkeit
 u. f.; wobei sowohl die entgegensehenden
 Laster, als die Grenzen der Tugend be-
 merkt oder geschildert werden. Es sind
 Lehren in ihm, die der Jugend Gedäch-
 nißsprüche werden sollten, indem sie die
 Grundvesten aller moralischen Wahrheit
 enthalten: z. B.

Es ward ein gleicher Trieb in aller Herz
gelegt,

Und allen Sterblichen die Regel eingepägt:

Du sollt das Gute thun, du sollt das

Böse lassen;

In diesen Götterspruch läßt das Gesetz sich

fassen,

Das die Natur uns schrieb. Er hält ein

Recht in sich:

Beginne, denke, flieh, begehre,

schweige, sprich.

Nicht Erz, das Rost verzehret, nicht Blät-
ter, die veralten,

Kein Stein hat dies Gesetz der Menschen auf-
behalten!

Der Allmacht Tochter grub mit ewigheller

Schrift,

Es in die Seelen ein, die nie Verwesung trift.

Ein ewiges Gebot, darinn ich wandeln müßte,

Wenn, welches ferne sei! ich auch von Gott
nichts wüßte! —

Zu wünschen wäre es, daß der Verfasser sich durchaus auf diesem strengen Pfade gehalten hätte. Da er aber das sogenannte System der Vollkommenheiten als Grund der Moral annimmt: so wird sein Gebäude hie und da schwankend. Allerdings vervollkommt uns die Ausübung der Pflicht; nicht aber müssen wir sie thun, um über Gewinn an Vollkommenheiten zu markten. Das Gebot heißt: Du sollst! nicht: Du wirst! welches bloß eine höfliche Bettelei wäre.

Sie halten vielleicht dies schöne Lehrgedicht für ein Manuscript; leider ist's seit seiner Bekanntmachung im Jahr 1758. für Viele ein Manuscript geblieben. Es heißt „Lichtwehrs Recht der Vernunft,“ und scheint unsrer poetischen Welt so veraltet, wie Hallers, Hagedorns, Kästners, Uz, Witthofs,

ja überhaupt die Lehrgedichte. Unser
Publikum ist jung; es liebt Ländeleien der
Jugend.

34.

Die Blätter über die Humanität Homers, die Sie zu sehen wünschen, nehme ich aus einer unvollendeten, größern Schrift, die ihr Verfasser Jonien genannt hat, deren weitem Inhalt ich aber hier nicht zu verrathen habe.

* * *

Ueber die Humanität Homers in seiner
Iliade.

Wir kommen allmählich wieder in die Zeiten zurück, da man von Homers Rohheit nicht genug reden konnte. In Frank-

reich warf man ihm vormals nur Mangel an Geschmack vor; in Deutschland scheint es ein Lieblingsgesichtspunkt zu werden, in den Sitten seiner Helden, mithin wohl gar in Homer selbst Mangel an Bildung, an moralischem Geschmack zu finden und dies unsterbliche Gedicht endlich nur als die "historische Tradition" zu behandeln, die, wie man sich ausdrückt, Homers glühende Einbildungskraft aufnahm und verstellte. So viel Wahres dieser Gesichtspunkt in manchem Betracht zeigen mag, so zeigt er gewiß nicht alles Wahre, und sein Weniges gewiß nicht auf die möglichste Weise. Dazu gehört keine Kunst, hie und da Uebereinstimmung der Zeiten, die er besang, mit Völkern, die auf einer, wie uns dünkt, niedrigeren Stufe der Cultur leben, zu finden, diese gefundene Ähnlichkeit zu über-

treiben, und dabei das Auge vor allem
 sittlichen Gefühl, insonderheit aber vor der
 Kunst und Weisheit zuzuschließen, die Ho-
 mer unstreitig auf die Composition seines
 Gedichts gewandt hat.

Bei jeder Kunstcomposition fragt man:
 wozu hat sie der Künstler componiret?
 was war dabei seine Idee? und wie setzte
 er die Theile seines Werks zusammen?
 Sind Homers Rhapsodien die rohe Stim-
 me eines griechischen Barden, der einem
 rohen Volk Märchen aus roheren Zeiten
 vorsingt, um diese mit ihren Unförmlichkei-
 ten ja nicht untergehen zu lassen; warum
 wandte man Jahrtausende hindurch auf
 ihn so viele Mühe? Waren die Griechen,
 die Römer, und unter andern Nationen
 die feinsten Denker, waren unter den Grie-
 chen Gesetzgeber, Künstler, Weise, Dichter
 nicht abergläubig und blödsinnig, daß sie

aus einer Tradition vergangener Urmenschlichkeiten so viel Wesens machten, und einen unreinen Schlamm in so viel Bäche ableiteten? Das hiesse ja die Unmenschheit oder Halbmenscheit um so gefährlicher verhalten, weil sie mit Homers Farben geschmückt war.

Fragt man bei jeder Geschichte, bei jedem Drama: „wer spricht dies? wenn? wozu spricht er's? in welchem Charakter handelt er? wozu stellte ihn der Geschichtschreiber oder Dichter auf?“ wie? und bei der grössten Composition der Welt wollte man nicht also fragen?

Was besingt Homer? nicht den Trojanischen Krieg, nicht eine Geschichte alter Zeiten als solche; auch nicht Achilles Geschichte; sondern

Den Zorn, des Veleiden Achilles
 Schädlichen Zorn, der tausend Jammer den
 Griechen gebracht hat,
 Und viel tapfere Seelen der Helden zum Or-
 kus hinabstieß,
 Ihre Leiber den Hunden und allem Gevögel
 zum Raube

Gab —

wahrlich, das heißt doch den Unmuth
 Achills, er möge gerecht oder ungerecht
 seyn, nicht unbedingt preisen. Sogleich
 bezeichnet ihn der Dichter, als eine ver-
 derbliche Plage der Götter, die um
 so bedauernwürdiger war, weil sie bloß
 aus einem unseligen Zwist entstand,
 den sein Held mit dem Könige Agamem-
 non hatte —

Und wer ist Schuld an diesem Zwiste?
 Homer eröffnet sein Gedicht mit einer Er-
 zählung, die keinen Leser oder Zuhörer im
 Zweifel lassen kann. Ein Vater, ein Priester
 Apollis,

Apollis, ein Schonenswürdiger, unantastbarer Greis kommt unter dem Schutz seines Gottes, um seine geraubte Tochter zu bitten. Er spricht weder Mitleid noch Erbarmen an; er will sie nur, und zwar überreichlich loskaufen. Seine kurze Bitte ist so geziemend, so artig; und welche harte, ungeziemende Antwort giebt der König der Griechen dem stehenden Alten.

Alter! Daß ich dich nie bei den hohlen Schiffen erblicke!

Treff' ich ferner dich an; es sei, du weilest noch jezo,

Oder du kehrest ein andermal wieder: so möchte der Goldstab

Mit dem Kranze des Gottes dich nicht mehr schützen. Die Tochter

Geh' ich nicht los, bis einst in unsrer Wohnung in Argos

Sie, von ihrem Geburtsland fern, bei Spin-
 del und Webstuhl
 Und mein Lager bedienend, veraltet. Du aber
 entfliche!
 Reize mich nicht zum Zorn, wenn noch dein
 Leben dir lieb ist.

Nicht den Vater, den Fremden, den Bit-
 tenden, den Greis beleidigt diese Antwort
 allein; sie beleidigt den Gott in seinem
 Priester und ist wirklich die Rede eines
 übermüthigen Atriden.

Nun steigt der Gott vom Olymp; die
 Pfeile fliegen, die Menschen sterben, die
 Holzstöbe flammen; Achill, den die Noth
 des Heers jammert, ruft die Versammlung
 zusammen, um die Ursache auszufunden,
 warum ein Gott auf sie alle jetzt also er-
 grimmt sei? Kann Achill edler auf den
 Schauplatz gebracht werden, als also?
 Der Hirte der Völker war durch seinen

Trog ihr Verderben worden; sein königliches Herz machte sich keinen Vorwurf, ob Er vielleicht an ihrem Untergange Schuld sey, noch suchte er Mittel dagegen; den großherzigen Achill allein kummert die Sache des Ganzen.

Als solcher erscheint er sofort in seinen Reden, unbefangen, wie es die Großherzigkeit ist, und gerade. Da der weiseste Seher sich nicht erkühnt zu sprechen, weil er sich vor dem Unwillen des Mächtigsten, dessen Gemüthsart ihm bekannt ist, fürchtet, nimmt ihn Achill für das gemeine Beste in Schutz; worauf denn der Uebermuth des Königs zuerst auf den Seher, sogleich nach einer sehr billigen Rede des Achilles auf diesen herfällt. Und da Achill nicht geschaffen war, sich vor der Versammlung oder sonst schmähen, beleidigen, das Seine sich rauben zu lassen, am wenigsten aber

vom stolzen Dünkel eines übermüthigen
 Utriden; so entbrennet der Zwist, so folgt
 die Erbitterung, bei der, (ich wage es zu
 sagen) Achill auch im wildesten Feuer ge-
 recht bleibet. Pallas erscheint ihm zu rech-
 ter Zeit, ihn bei der blonden Haarlocke zu
 ergreifen; und als der unbesonnene Fürst,
 auch nachdem er Zeit zu besserer Ueberle-
 gung gehabt hatte, sein unbefugtes Macht-
 wort vollführet, und ihm sein Eigenthum,
 seine geliebte Briseis raubet, beträgt sich
 Achill gegen die Herolde mit einer hohen
 Mäßigung. Ungern wie Briseis dahingehet,
 sehn wir sie hingehn, und setzen uns mit
 dem Gefränkten weinend ans Ufer. Da
 hören wir ihn der Mutter Klagen, und
 theilen mit ihr den Jammer um einen so
 herrlichen Sohn, den bei einem kurzen Le-
 ben, ohne seine Schuld, diese öffentliche
 Beleidigung, dieser Gram, dieser Unmuth

treffen müßte. Mit Freuden sehen wir den Vater der Götter den großen Wink thun, und den Gefränkten in Schuß nehmen.

Wenn nun, ganze Gefänge der Iliade hindurch, unschuldige, tapfre, edle Männer, wenn liebe Söhne, junge Gatten, blühende Jünglinge fallen; wer ist an ihrem Tode, wer an der Trauer, den Thränen, dem Verlust ihrer Eltern und Gatten und Bräute Schuld? Achilles nicht; er streitet bloß nicht mit, und kann und darf als ein öffentlich und ungerecht Gefränkter, nicht mitstreiten. Unmuthig sitzt er in seinem Zelt, und seine Myrmidonen murren zuletzt um ihn her; daß er sie nicht zum Streit führe. Der übermüthige König allein ist, der dadurch die Völker stürzt, daß er nicht nur jenen Helden beleidigte, sondern sogleich auch, im Wahn seines Ruhms, zu zeigen,

daß er Achills nicht bedürfe, seine geliebten
Völker zur Schlachtbank hinführt.

Unglaublich ist's, wenn man es nicht
sähe, mit welcher moralischen Zartheit Ho-
mer dies alles einleitet und beschreibet.
Eben dieselbe Mutter des Beleidigten, die
den höchsten Gott anfleht, hatte dem Dich-
ter Raum gemacht, einen falschen Traum
vom Himmel kommen zu lassen, der dem
Könige einbilde, Er könne jetzt, dem Achill
zum Trost, Troja im Hui erobern.

Dagegen erhebt sich nun freilich der
alte Nestor

— Und sagte mit Weisheit:
Hätte den Traum von allen Achäern ein
andrer erzählt,
Würden wir sagen: du lägst! und ihn unwill-
lig verschmähen
Aber ihn sah der König —

Und sogleich steht der König von seinem Sitz auf, stüzet sich auf seinen über Alles gepriesenen Scepter, hat sogar eine herrliche List erdacht, die Anhänglichkeit der Griechen an Jhn, an seinen Bruder Menelaus, und dessen Weib, Helena zu prüfen, überzeugt, daß sie sich ihm nicht anders als zum Opfer geben würden. Die königliche Perswasion mißrath; der kluge Ulyßes, mit dem noch unveratteten Scepter Ugamemnon's in der Faust kann sie kaum wieder zu ihren verlassenem Sitzen bringen; wo denn Therfites aufsteht, und Er allein, auf die unschicklichste Art der Sache Achills erwähnet.

So Mancherlei über diesen häßlich-lächerlichen Therfit geschrieben worden; so steht Jedermann das vor Augen, daß den Edelsten der Schlechteste, den Herrlichsten der Häßlichste allein und aufs Nie-

drigste vertheidigt. Jeder gönnet diesem die Schläge des Ulysses; es ist aber große Weisheit des Homers, daß er sie dem Thersites zukommen läßt, indes alle Fürsten des Heers, deren keiner Agamemnon's Betragen gegen Achill loben konnte, dazu schwiegen. Allen bekommt dieß Schwiegen, die ganze Iliade hindurch, sehr unwohl; ihren Völkern aber noch übler.

Es wird in einem andern Kapitel davon die Rede seyn, wie Homer, der überhaupt keinen Groll gegen ein menschliches Geschöpf, geschweige gegen den König seiner Griechen heget, den Agamemnon allenthalben nicht nur geschont, sondern, wo er irgend konnte, königlich und festlich ausgeschmückt habe. Zum Lieffen läßt er ihn ziehen:

Ganz an Nagen und Haupt dem Donnerbe-
 waffneten Zeus gleich,
 Um den Gürtel dem Mars, an Brust und
 Schultern dem Meergott;
 Wie der führende Stier sich in der versamm-
 leten Heerde
 Ausnimmt; unter den Kindern der Erst' und
 Größte von Ansehn.

Er läset ihn den tapfersten Kriegern, et-
 nem Diomedes sogar, Berweise geben;
 doch das Alles thut nichts zur Sache.
 Nach vielen erlittenen Niederlagen muß der
 alte Nestor mit dem Bekännniß doch
 heraus:

— Ich denke noch heute, so wie ich schon
 vormals
 Dachte, zur Zeit, o König, als du die junge
 Briseis
 Aus des erzürnten Achilles Gezelten gewaltsam
 entführtest,

Nicht nach unserm Ermessen; ich rieth
 es mit vielen und starken
 Gründen dir ab; doch du, vom hohen Muthe
 bemeistert,
 Kränkest die Ehre des Helden, der selbst von
 Göttern geehrt war,
 Und noch hast du bei dir den Siegslohn, den
 du ihm raubtest.

Er schlägt zur Ausöhnung Geschenke
 und schmeichelnde Worte vor; Achilles
 schlägt sie aus und muß sie ausschlagen;
 ja wäre Agamemnon selbst in sein Zelt
 gekommen, er hätte einen bösen Weg da-
 raus gefunden. Nun hatte dieser Mann
 seine Wunder der Tapferkeit und Ober-
 herrschaft zu erweisen, die aber alle dahin-
 ausgingen, daß nach Niederlagen von al-
 len Seiten, die Mauer der Griechen er-
 fürmt ward und Hector, ans Schiff des
 Proteus greifend, ausrief: „bringt-

Feuer!“ — Hier war das Ziel. Nicht Agamemnon's Geschenke, noch eines schlauen Ulysses Reden; Achilles eigener Entschluß, mit welchem sich seines Freundes Patroklos Thränen verbanden, hemmte die äußerste Gefahr des Heeres. Jetzt gab Achill dem Patroklos seine Waffen, mit dem gemessenen Befehl, wie weit er gehen sollte. Als Patroklos diesen überschritten hatte und den Feinden erlag, als Hektor in die Waffen Achills zu seinem eignen Verderben gekleidet dastand, und die Nachricht vom Tode des Freundes, endlich auch seine kaum noch erbeutete Leiche ins Lager kam: da war aller Groll dahin; im Himmel und auf der Erde war Friede. In neue Waffen gekleidet, erscheint er in der Versammlung; und wie klein ist gegen ihn Agamemnon, ob er sich gleich noch jetzt, zur Entschuldigung seines Fehlers, in einem

Mährchen von der Ate, dem Jupiter
gleichstellt. Wie groß dagegen ist Achilles
und wie zart! zart in den Klagen um sei-
nen Freund, in den Klagen an seine Mut-
ter; groß in der Versöhnung mit seinem
Feinde, in der Anordnung des Begräbnis-
ses seines Freundes,

Laßt Patroklus Gebein, des Menötiaden, uns
sammeln,

Mit sorgfältiger Wahl; es ist nicht schwer zu
erkennen,

Dieses legen wir bei in goldner Urne, bis ich
auch

Sinke zum Hause des Pluto — —

Dann erhöhn wir den Hügel zum Grabmahl;
aber ich wünsch' ihn

Nicht von stolzer Größe, nur mäßig. Breiter
und höher

Möget ihr, Freund', ihn künftig erbaun, so
stele von euch mich

Ueberleben — —

Groß endlich in den Kampfspieleu, in der Ueberwindung sein selbst, da er den Leichnam Hektors zurückgiebt, in der Behandlung Priamus dabei, groß von Anfange des Gedichts bis zu Ende. Scherzend spricht er zu Priamus:

Greis, wie schläfst du so unbekümmert, kein
 Uebel befürchtend,
 Wenn dich allhier Agamemnon entdeckt und
 die andern Achäer! —

Dies ist das letztmal, da Agamemmons in der Ilias gedacht wird; wie tief steht er unter Achill, in dessen Zelte sein Feind ruhig schläft.

Ich weiß wohl, daß man die gedrohetete Mißhandlung am Leichnam Hektors dem Achilles hoch aufnimmt; aber preiset sie Homer? und verhindern sie die Götter nicht selbst, denen Achilles sogleich wie ein

Kind gehorchet? Und was hatte Hektor mit Patroklos Leiche im Sinn, über die ein so hitziger Kampf war? —

Man ist gewohnt, Achill und Hektor zum Nachtheil des Ersten zu vergleichen; nach welchem Maasstabe? Nicht nur waren es verschiedene Charaktere, und zu Achills Charakter gehörte, was er war, untrennbar; sondern Hektor war auch ein Trojaner. Daß in Troja, dem alten asiatischen Königsstize, ein größerer Reichthum, eine weichere Lebensart herrschte, als in den meisten griechischen Staaten seyn konnte, zeigt sich in mehreren Stellen der Iliade; der Charakter des ersten Trojaners mußte diesem Zustande gemäß seyn. Der Spiegel Homers, in welchem sich alle Dinge der Welt gleich klar und rein darstellen; zeigt alle Gestalten gleich menschlich und milde. Bei völligen Gegensätzen scheint

eine Vergleichung kaum möglich; und doch wirft Homer auf alle, wo irgend er kann, den milden Stral der Menschheit.

Sein Gedicht endet, ehe Troja erobert wird, ehe wir also die Gräueltathen der Griechen in dieser eroberten Stadt gewahr werden. Selbst sein Held hatte das gute Schicksal, die schreckliche Folge seiner Tapferkeit nicht zu erleben; er fiel, wie wir aus andern wissen, im Thore von Troja. Und bei Homer, sobald Achill mit seinen neuen Waffen dahergeht, geht er zum Tode. Dies weissagt ihm seine Mutter, seine weinenden Kasse, der sterbende Hektor, und er selbst weiß es. Sein Leben ist an Patroklos Leben geknüpft; Ein Hügel soll sie decken, und eine goldne Urne beider Asche am Troischen Strande vereinen.

Was überhaupt der Glaube an ein Schicksal, was die Thaten der Götter, ihre

Hülfe und Feindschaft gegen Völker und Menschen, in die Composition Homers an Ruhe, Milde und hohe Ergebenheit bringen, ist unsäglich. Man nehme diese göttliche Farce, wie manche sie genannt haben, (*μωρογ*) aus seiner Iliade; und das Ganze wird widrig oder platt, wie fast alle politische Geschichte. Und doch ist alles Zuwirken der Götter bei ihm so menschlich, so natürlich! Nirgend ein zerstörendes Wunder; allenthalben nur der Gang des Menschengemüths, der Menschenkräfte, sofern er aus Zufällige, aus Unvorgesehene, aus Unendliche reicher. Was zumal die Götter über die Sterblichen, und über Achills Rosse sprechen, die einem Sterblichen dienen, ist Seelezersehneidend.

Menschlicher Homer, wie liebe ich dich in allen deinen Formen und Gestalten! Auch Paris, auch die Sünderin Helena hast

hast du nicht verschmähet, und beide in das schönste Licht gestellt, in welchem sie stehen könnten. Nicht vergessen sind ihre Brüder Castor und Pollux; ihr Menelaus, samt Ulyß, sind mit allen Würden geschmückt, deren sie auf der Ebne vor Troja fähig waren. So Ajax, Diomed, Idomeneus, Nestor; jeder erscheint an seinem Orte, zu seiner Zeit in der Rennbahn des Ruhmes. Kurz oder lange leuchtet sein Schein; aber er geht nach Verdienst auf und nieder.

Drei Lehren drückst du schweigend vor allen uns ins Herz:

1. Discite justitiam, miseri, et non temere divos,

welches ich hier so übersetzen möchte:

Lernt, ihr Fürsten, gerecht seyn und treffliche
Männer verehren.

Dies lehrt uns mit seinem Uebermuth der prächtige Agamemnon in der ganzen Iliade. Er gränzt an alle Ausschweifungen, die Aristoteles Ethik kannte, an die Habgierde (Akolasie) den Neid, die Schaamlosigkeit und Beifallgebung, die Prassucht; doch gränzt er nur daran, denn der weise Homer hat ihn vor jedem Zuge des Verächtlichen bewahret. Er ist und bleibt bei ihm ein unsträflicher König. Achilles dagegen besitzt den Kern dessen, was die Griechen Tugend nannten, Großherzigkeit (*μεγαλοψυχία*) und edlen Stolz, hohes Selbstgefühl und die äußerste Wahrheitliebe. Er ist freigebig und auf eine anständige Art prächtig, höflich in seinem Zelt und bis zur Schaam bescheiden; dabei gebildeter als alle Griechen: denn er war Chirons Zögling

und ergößte mitten im Unmuth sein schwer-
 beladnes Herz durch Löhne. Der wärmste
 Freund seines Freundes, an Stärke,
 Tapferkeit, Schönheit und Ruhmliebe über
 alle Griechen erhaben. Und an diesem
 Gottgeliebten Sohn einer Göttinn und ei-
 nes Helden zeigt uns Homer $\mu\chi\upsilon\upsilon$

2. die erschreckliche Plage des har-
 ten, obwohl gerechten Unmuths. Achill
 konnte ihm nicht entweichen: denn der
 Vorfall, der ihn dazu reizte, drang auf ihn,
 ohne daß er ihn suchte. Er kann, die
 ganze Iliade hindurch, als Achill nicht an-
 ders handeln, als er handelt. Das Unan-
 genehme aber dieses Unmuths für ihn und
 für andre entwickelt der Sänger durch
 Worte aus des guten Phönix, ja aus
 Achills eignem Munde und durch Erfolge
 in lauter lebendigen Situationen. Sogar
 das herbeilebende letzte Schicksal des Edel-



zürnenden sehen wir in diese Reihe der Dinge verflochten, in diesen ihm unvermeidlichen Unfall. Konnte ein zarterer Punct des menschlichen Herzens und Lebens zarter behandelt werden, als es der Dichter gethan hat? Gemeine Seelen wissen nichts vom edeln, göttlichen Unmuth; wie manchem größeren Gemüth aber ist er die Klippe des Glücks, seiner Brauchbarkeit fürs gemeine Wesen, des häuslichen und täglichen Wohlfeyns, ja endlich des Lebens selbst worden! Mehr als Ein Gefränkter hat die Klagen angestimmt, die Achill am Ufer des Meers seiner Mutter zuseufzte; er konnte aber keinen andern Trost hören, als jenem die Göttin selbst zu geben vermochte.

3. Endlich, welch eine böse Sache ist der Krieg! Und wie mißlich ist jede Regierungart unter den Menschen, so un-



umgänglich sie ist im Kriege und Frieden!
Beides hat uns Homer so vorzüglich und
hell dargelegt, daß wir auch hier den Mei-
ster sehen, der in die rohesten Dinge Weis-
heit und Menschlichkeit brachte.

35.

Sohn! Dir werden die siegende Stärke,
nach ihrem Gefallen,
Pallas und Juno verleihn; du aber bezähme
des Herzens
Stolzaufwallenden Muth: denn gütige Triebe
sind edler.

Diese Lehre läßt Homer den alten Peleus seinem Achilles auf den Zug vor Troja mitgeben und die ganze Iliade ist eigentlich ein Lob der Philosophosyne d. i. gefälliger, Menschenfreundlicher Gesinnung: Unmuth ist dem Homer eine Plage des Lebens, selbst wenn es ein gerechter, göttli-

licher Unmuth (*μηνις*) wäre. Er frist am Herzen, und naget ab die Blüthe des Lebens; bei den menschlichsten Gesinnungen wird, der Gefränkte wider seinen Willen ein Unmensch. Die älteste griechische Philosophie ging dahinaus, das Gemüth der Menschen vor jedem Aeußersten zu bewahren; die älteste Philosophie der Griechen aber war bei den Dichtern. Mit Rechtschaffenheit, Ruhm und Gesundheit ein heiteres, frohes Leben führen zu können, stelleten sie als den höchsten Wunsch der Sterblichen dar, und warnten vor jedem Uebermaasse, vor jeder zu hart angefessenen Neigung. Wie klar muß es in der Seele Homers gewesen seyn, da er, sein ganzes Gedicht hindurch, gleichsam die Waage Jupiters in der Hand haltend, die Neigungen und Charaktere der Menschen gegen einander im Streit und in Folgen abwog!

Der Schild Achilles zeigt bei ihm, wie er sich die Welt dachte; unbefangen sah er ihre mancherlei, einander oft nahe entgegengesetzten Scenen; fröhliche und traurige, ruhige und stürmische Scenen, und schildert sie, wie dort Vulkan sie hammerte, glänzend und unvergänglich. Wenn Homers Muse den Nebel vom Auge nimmt, gewinnt über die Dinge der Welt gewiß eine große, weise und am Ende fröhliche Aussicht.

Wie Achill mit seiner Leyer den Unmuth sich zu zerstreuen suchte: so war es das Amt der Iyrischen Dichter der Menschen Herz zur Mäßigung in Glück und Unglück zu stimmen und es zur Freude, Freundschaft und Heiterkeit zu ermuntern. Leider sind die meisten derselben untergegangen; die übriggebliebenen Neste aber zeigen diese Bestimmung. Pindar

selbst, ob er gleich laute Siege besingt, hat so manchen Spruch in seinen Gesängen, der zur Mäßigung im Glück, zum behutsamen Gebrauch des Lebens einladet; so manchen, der dem Unmuthе zuvorzukommen sucht, oder nach Erfahrungen desselben die Seele des Kämpfers edel erquicket.

Das feine Echo der Griechen, (wie Einer unserer Freunde ihn nannte) Horaz thut ein Gleiches. Es wäre zu wünschen, daß er in seiner wohlgefälligen, einschmeichelnden Art auch uns eigen werden könnte; vielleicht ist dies aber unmöglich: denn die Meisten seiner Oden sind zu künstlich eingelegte Musivische Arbeit.

Mehrere derselben, wissen Sie, sind nach dem Lateinischen in Musik gesetzt; ich wollte, daß auch aus den für uns nicht ganz brauchbaren Oden alle rein = menschliche

Strophen, alle beruhigende, tröstende, auf-
 heiternde Sprüche und Empfindungen la-
 tein componirt würden. Stellen aus Vir-
 gil besglichen. Ich erinnere mich aus
 Luther, daß ihm einige Worte der sterben-
 den Dido in der Musik einen unverges-
 sen Eindruck gemacht hatten; wem wür-
 den nicht jene ewigen Sprüche der Alten,
 mit welchen sie im einfachsten, kräftigsten
 Ausdruck das Menschengemüth stärken, ei-
 nen nach- und wiedertönenden Eindruck
 geben? Durch Musik ist unser Geschlecht
 humanisirt worden; durch Musik wird es
 noch humanisirt. Was dem Unmuthigen,
 dem Lichtlos-Verstochten die Rede nicht
 sagen darf: sagen ihm vielleicht Worte auf
 Schwingen lieblicher Töne.

Wenn dies von Gesängen der Alten gilt,
 sollte es nicht vielmehr von Sprachen gel-
 ten, deren Genus uns vertraulicher und

näher Laute des Trostes und der Weisheit zulispelt? Kein Zweifel. In den Dichtern der Italiener, Spanier, Gallier schlummern Töne, die, wenn sie durch Musik und Anwendung zur Weisheit des Lebens würden, Völker und Stände menschlich machen müßten.

Auch in unsern lyrischen Dichtern sind Strophen, die der Sokratischen Schule würdig sind; warum leben sie so wenig im Ohr der Nation? warum schlafen sie mit ihren Erfindern vergessen im Staube? Die Ursache ist leicht zu finden: "weil nur ein so kleiner Theil unsrer Nation cultivirt ist, und bei einem andern die scheinbare Cultur zu einem falschen Schmuck fremder Ueppigkeit geworden ist." Wir wollen es uns nicht bergen; man spricht viel von Cultur und Aufklärung; man affectirt und fürchtet sie so gar, vielleicht weil man an sich selbst weiß, daß sie nicht tief gehet,

Daß sie selten von rechter Art ist. Denn wirklich gebildete Gemüther, (in dem Verstande, wie Griechen und Römer dies Wort uns zugebracht haben,) können am Nutzen der ächten Bildung nicht zweifeln.

Doch wo gerathe ich hin? Lassen Sie uns schnell zu unsrer Materie, zu dem unverfänglichen Wunsch nach Compositionen schöner Stellen aus lateinischen Dichtern zurückkehren. Oft, gar oft wenn ich geistliche Musiken über lateinische Mönchsworte hörte, regte sich das Verlangen in mir, auch altrömische Stellen mit solcher Musik begleitet zu hören; und als in Reichardts Todtenfeier auf Friedrich nach Luchesi's Worten alt Römische Tugenden, Eine nach der Andern, auf des Unsterblichen Grab auch in Tönen sich zudrängten, ward der Wunsch aufs neue in mir lebendig. Strophen aus

Horaz, (3. B. B. 1. Ode 7. B. 21—32. B. 2. Ode 10. B. 13—24.) oder ganze Stücke mit Zweckmäßiger Abwechslung, (wie vielleicht B. 1. Ode 9. 24. 26. B. 2. Ode 3. 11. 14. 16. 19. 20. B. 3. Ode 2. 9. 21. B. 4. Ode 7. Epode 7.) würden der Musik nothwendig den eigenthümlichen Schwung geben, der ihr bei unsern verbrauchten Sylbenmaassen zu finden oft schwer wird. Der Hörer würde dadurch gewissermaassen in die Römische Welt, oder wenigstens in Zeiten seiner Jugend versetzt, in welchen er Horaz zuerst lieben lernte.

Wie glücklich war überhaupt dieser Dichter! Nicht nur im Leben, sondern auch in der Reihe von Wirkungen, die ihm nach seinem Tode das Schicksal anwies. Die lyrischen Dichter der Griechen sind untergegangen; Er fast allein hat uns

mehrere Formen ihrer Gedanken, ihrer Empfindungen, ihres Ausdrucks, ihrer Sylbenmaasse in seinen Nachbildungen gerettet; und was damit für ein Schatz gerettet sei, hat die Zeitfolge erwiesen. Die Pindarische Form, die Form der griechischen Scholien und Chöre war und blieb den Sprachen Europa's unanwendbar; in der Horazischen Form erhob sich die Ode, selbst zu einer Zeit, da die Nationalsprachen der Europäischen Völker ungebildet dalagen. In allen Ländern schlossen sich die Geister des Gesanges dem Venusinischen Schwan an, und drückten zuerst in der geliebten lateinischen Sprache Gesinnungen aus, die sie in ihrer Landessprache noch nicht auszudrücken vermochten. Wie niedrig ist, was Balde u. a. Deutsch sangen; wie edler, wo sie das von Horaz geheiligte Werkzeug der Sprache anwenden konnten! Ohne ihn hätten wir keinen

Carbovius, dessen Oden, von Götz u. a. wiederum in unsre Sprache übertragen, immer noch den Römisch-Griechischen Geist athmen. Gehen Sie in diesem Gesichtspunkt die Sammlungen durch, die Gruter u. a. von den lateinischen Dichtern der Italiäner, Gallier, Belgen, Deutschen, Dänen, Schotten, Engländer u. s. gegeben haben; unter vielem Wortgeklingel werden Sie unstreitig wahre delicias finden. Jeder edlere Dichter vergaß gleichsam den Lauf der Dinge um ihn her; über die Vorurtheile seines Landes, seiner Secte, seines Ordens hinausgesetzt, mußte er gleichsam mit dem Römischen Dichter auch Römisch denken. Was späterhin in unsrer Sprache eben auch durch die Horazische Form geweckt und in ihr vorgetragen sei, darf ich Ihnen aus Klopstock, Götz, Uz, Ramler u. a. nicht

anführen. Horaz ist Sänger der Humanität gleichsam Vorzugsweise, die Form seiner Gedanken ist das erwählte Lieblingsma der lyrischen Muse worden. O daß wir also schon Stellen, wie solche: Vitae summa brevis — nil desperandum — Tu ne quaeris — felices ter et amplius — quod si Threicio — relinquenda tellus — aequam memento — rebus angustis — cheu fugaces — tecum vivere amem, tecum obeam libens — in lateinischer Sprache componirt hörten!

Hier Eine von Sarbiev's unschätzbaren Oden auch in der Form des Römers:

An die Weisheit.

Die du, höchste Vernunft, weise die Schicksalung lenkst!

Wie zuweilen der Ernst deiner Versuchungen

Uns ergetet, ergeten

So die menschliche Spiele Dich?

Mit

Mit freigebiger Hand streuest du Güter
aus.

Und wir raffen sie auf, wenn sie ge-
fallen sind,

Wie die Jugend die MäÙe
Mit kurzweiligem Zanke rafft.

Wer jetzt Kronen erhascht, bricht sie; wer
Scepter kriegt,

Sieht sie wieder entführt, eh er sie
tragen kann.

Welt! so schwankst du, zerrissen
Von den Händen der Mächtigen.

Was das geizige Glück unter die Völker
theilt,

Ist ein Pünktchen. O laß, Weisheit,
ich flehe Dir!

Mich, indeß sie so zanken,
Mit dir lachen und söhnlich seyn.

36.

Ein zweites Fragment aus der Handschrift
Jonien handelt

Von der Humanität Homers
in Ansehung des Krieges und der
Kriegführenden seiner Iliade.
Lassen Sie es jetzt statt meines Briefes
gelten.

* * *

Selbst in dem Heldengedicht, das größ-
tentheils Thaten der Krieger besingt, dachte
Homer über Krieg und Frieden mensch-
lich. Nicht nur, daß er jenen so oft den
Thänenreichen, Männerfressen-

den, verderblichen, harten, bösen Krieg nennet; er läßt keine Gelegenheit vorbei, ihn seiner Natur nach, mit allen begleitenden Uebeln, durch Thatsachen zu schildern.

-1. Die Iliade beginnt mit einem Greise, der um seine geraubte, liebe Tochter vergebens flehet; und bald wird es nicht verschwiegen, daß die Griechen alle benachbarte Küsten und Inseln geplündert, daß sie die neun Jahre her größtentheils vom Raube gelebt haben. Schon faulet das Holz an ihren Schiffen, die Seile vermodern;

Ihre Weiber daheim und unerzogene Kinder Schmachten, sie wiederzusehn —
daher denn, als Agamemnon ihnen den Vorschlag that, nach neun Jahren vergeblicher Arbeit wieder die Schiffe zu besteigen und

— zu fliehn zum werthen Geburtsland;
 so hatte er kaum das Wort gesprochen,
 als die Versammlung es in freudigem
 Ernst befolgte:

— Der Staub stieg unter den Füßen der
 Männer
 Wallend empor, und einer ermahnte den an-
 dern zur Eile,
 Daß sie die Schiff' erreichten und bald ins
 Wasser sie zögen.

Nur durch vieles Zureden und durch den
 gebietenden Stab des Königs konnte die
 Kriegssatte Schaar wieder in die Versamm-
 lung, durch neue dringende Vorstellungen
 von Schande, Ruhm und Hoffnung wie-
 der ins Feld gebracht werden.

2. Denn es hatte sich zur Last des Krie-
 ges auch die Plage der Pest gefunden;
 eben sie unterläßt Homer nicht im Anfange
 der Iliade schreckhaft zu zeichnen.

— Die Völker aus Argos
 fielen bei Haufen dahin; die scharfen Pfeile
 des Gottes
 flogen tödtend umher im ganzen achäischen
 Kriegsheer,
 Daß man täglich die Leichen, gehürmt in
 Haufen, verbrannte.

Denn wem ist unbekannt, daß anstecken-
 de Krankheiten, das gewöhnliche Gefolge
 aller Kriegsheere sind, und elender meheln,
 als das Schwert des Feindes?

3. Als die Göttinn endlich im Busen der
 Griechen die Streitlust wieder erweckt,
 Daß sie nach unablässigem Kampf und Schlach-
 ten sich sehnen,
 und ihnen der Krieg wiederum viel süßer
 dünkt,

— als vormals

Ihnen die Rückfahrt schien zum werthen
 Lande der Heimath,

will der Dichter dem blutigen Gefechte noch durch eine billige Auskunft zuvor kommen. Menelaus und Paris, deren Sache es eigentlich allein ist, um deren willen Menschen hingeopfert werden, sollen durch einen Zweikampf den Zwist entscheiden.

— Ihn hörten mit Freude die Griechen und
Trojer
Hoffend, das Ende zu sehn des Elendbringenden
Krieges.

4. Da dies Mittel aber nicht gelang, und die Heere gegen einander ziehen müssen, von wem läßt sie der Dichter empören? Die Trojer von Mars, den sein Vater, Jupiter, selbst späterhin also anredet:

Wisse, dich haß' ich am meisten von allen Be-
 wohnern des Himmels:
 Denn du findest nur Lust an Zank und Krie-
 gen und Schlachten.

Neulich bist du der Mutter am unerträgli-
 chen Starrsinn,
 Der nie weicht und kaum von mir durch
 Worte gezähmt wird.

Die Griechen regt Pallas auf, und mit
 beiden Aufregern sind

— Das Schrecken, die Furcht, die
 rastloswütende Zwietracht,
 Schwester des Menschenverderbenden Mars
 und seine Gehülfin,
 Die erst klein sich immer erhebt, bis endlich
 ihr Haupt sich
 Hoch in Wolken verbirgt, indem sie die Erde
 bewandelt;

Diese durchhefte die Heer' und säte zu beider
 Verderben
 Streitgier unter sie aus, und mehrte der Krie-
 ger Getämmel.

Sind diese Namen hier allegorische Kunst-
 werke? Gespenster finds, die Homer
 eben deswegen schreckhaft einführet, weil
 durch Personen, die in bestimmten Umris-
 sen erscheinen, die Wirkung nicht hervor-
 zubringen war, die er hervorbringen wollte.
 So scheint er zu andrer Zeit den Zorn,
 die Schadenfreude, das schrecklicher-
 greifende Todesverhängniß zu persö-
 nificiren; zu gleichem Endzweck, unsere
 Begriffe nämlich zu verwirren durch diese
 unumschriebene Wortlarven. Der Zorn
 ist ihm wie ein Rauch, und die Zwie-
 tracht erhebt sich gleicher Gestalt zwischen
 Himmel und Erde. — Von allen Künst-
 ler-Ideen wegesehen, wie wahr und wie

gräßlich! Aus einem Nichts entspringet die Zwietracht und wird in kurzem unermesslich. Wie umschrieben in ihrem Wesen kommt sie vielleicht aus Einer Kammer hervor und durchheilt Staaten, durchheilt Heere, säet Verderben und Streitgier umher, immer das Haupt in hohen, unabsehblichen Wolken verborgen. Selten wissen die Menschen, weshalb sie streiten; je länger aber, desto hartnäckiger hadern sie; denn von Schritt zu Schritt wächst die unersättliche Eris.

5. Jezo trafen sie nah' auf Einem Raume
zusammen,
Schild und Lanzen begegneten sich und Kräfte
der starken
Eisengepanzerten Männer. Es stießen die
bäuchigen Schilde
Wechselnd gegen einander, und ward ein schreck-
lich Getöse.

Laut ertönte zugleich das Jammern und Jauchzen der Krieger, Schlagender und Erschlagner; es strömte von Blute die Erde.

Da sich Homers Iliade einem großen Theil nach mit diesem Gemehel beschäftigt: so wird das Menschengemüth des Dichters hier vorzüglich fühlbar. Seine Todte läßt er nie als Thiere fallen; er bezeichnet, so viel er kann, in einigen Versen als Menschenfreund ihr trauriges Schicksal. Dieser wird nie mehr zu seinen geliebten Eltern, zu seinen Brüdern, seiner Gattinn, seinen Kindern wiederkehren; jener hat Reichthum, Wohlstand, eine glückliche Ruhe verlassen, die er nie mehr genießen wird. Einen andern zeichnet er als Künstler, als einen geschickten, schönen, Gottbegabten Mann; seine Kunst ist dahin, seine Schönheit verwekset,

der Götter Gaben werden mit der Asche begraben. Jene hat falsche Hoffnung, eine trügliche Weissagung ins Feld gelockt; der Tod ergreift ihn, schwarze Nacht umhüllet sein Auge. Und ferner. Mehrere dieser Erinnerungen sind so zart, daß sie Inschriften zu den Grabmälern der Erschlagenen seyn könnten, wenn arme Kriegserschlagene Grabmal und Urne erhielten.

6. Merkwürdig ist hiebei, daß Homer dieses zärtliche Andenken am meisten den Trojanern schenket. Er ein Grieche, der den Ruhm griechischer Helden verewigen wollte, war zugleich ein Asiat, ein Jonier, ein Mensch, und ich möchte sagen ein Bedauerer des Trojanischen Schicksals. Weit entfernt von der barbarischen Kleinmuth, seine Feinde verunglimpfend zu belügen, zeichnet er ihr zarteres Gemüth, die grös-

here Weichlichkeit ihres Klima, ihre Familienneigungen, ihre Künste, ihr Wohlbehagen zu Friedenszeiten, in Lügen, an denen sich offenbar das Auge des Dichters selbst ergößte. Die armen Trojaner sind ihm eine Herde Schaaf, die von Wölfen angefallen wird; unter ihnen sind viele fremde Bundsgenossen, die am Schicksal der bedrängten Königsstadt nur aus nachbarlichem Mitleid Theil nehmen. Uns den inneren Wohlstand Troja's zu zeigen, unser Herz für die Bedrängten mitfühlend zu machen, führt er seinen edlen Hektor im Anfange des Treffens in die Stadt zurück. Er zeigt uns Priamus und seiner Söhne Wohnungen, zeigt uns die Helena selbst in einer zwar erniedrigten, aber nicht unwürdigen Gestalt; so die Aeltesten der Stadt, so endlich Andromache und ihr Kind. Näherender ist wohl kein Abschied geschildert

worden, als den Hektor von ihnen beiden nahm; und es ist eine Ueberskritik der Grammatiker, daß in der Andromache Rede einige Verse zu allgemein und zu viel seyn sollen. Bei dem Dichter spricht sie im Namen aller Trojanischen Frauen, für sie und ihre verwaifeten, gefangenen Kinder. Auch hat sich Homer wohl gehütet, uns die Unthaten selbst zu erzählen, die dieser traurige Abschied nur vorahnet, ob sich gleich der Grund seiner ganzen Odyssee, die unglückliche Rückfahrt der Griechen, großen Theils auf sie bezog. Weder mit der Gräueltthat des Ajax vor dem Bilde der Pallas, noch mit des Priamus, der Polyxena und Andrer unwürdigem Morde hat seine Muse sich besleckt; die Künstler und tragischen Dichter nahmen ihre Vorstellung dieser Scenen aus andern sogenannten cyklischen Dichtern.

Hektors letzter Gang nach Troja ist bei Homer in jedem Schritte groß und heilig. Der Edle will die zornige Göttinn verfühnen und seine geliebte Vaterstadt entschuldigen; daher er auch den Missethäter Paris ins Feld fodert, bis am Skäischen Thore endlich, an diesem Unglücksorte, der traurige Abschied die Scene endet — —

Homer war keiner von denen, die ihrem Lieblingshelden die ganze Welt aufopfern. Seinen Achilles kleidet er in Gottähnliche Größe; Hector dagegen in alle Würde und Zierde des Bertheidigers seiner Geburtsstadt. Beide Helden konnten in dem Menschenerderblichen Kriege nicht auf Einmal glänzen; indes Jener also einige Tage ruhet, lässet er diesen sein Glück aufs höchste treiben; bis er durch Anlegung der Waffen Achills die Nemesis reizet, und dem Tode ein Opfer

dasest. So übertrieb Patroklos seine Bestimmung und sank; nicht von Hektor, sondern zuerst von Apollo selbst Rückwärts getroffen, daß Achills Waffen von ihm fielen. So sollte, hinter Homers Iliade, Achilles, da sein Ziel erreicht war, auch sinken. Das Schicksal aller Dreien, der edelsten Männer, ist in einander verwebt, und der Tod Eines ein Verkündiger vom Tode des Andern. Im Leben und Tode ehrt Jupiter den Hektor. Da er vom Zorn der Juno ihn nicht erretten kann, opfert er seinen eignen geliebten Sohn Sarpedon mit ihm zugleich auf, und seinen Leichnam entzieht er der Rache Achills auf die edelste Weise.

Und wie den Hektor, so hat Homer den alten Priamus und alle seine Kinder geehret. Deiphobus ist vom Apoll begeistert, wie keiner im griechischen Heere;

selbst Paris Vorzüge werden bei allem Tadel, der ihm gebührt, nicht verschwiegen.

7. Warum untersagt Priamus bei dem Begräbniß der Erschlagenen seinem Heer die weinende Trauerklage? Offenbar lag dies Verbot in der Situation der Trojaner. Sie, eine Versammlung Asiatischer, weicherer Völker, an die lautweinende Trauerklage mehr noch als die Griechen gewöhnet, sie, die in der Nähe ihrer Verwandten, Kinder und Weiber, vor Troja's Mauern ihre nächsten Freunde und Landsleute bestatten, und in ihrem Tode ihr eignes Schicksal voraussahen, sie hatten ein solches Verbot nöthiger als die härteren Griechen, die der angreifende Theil waren, und fern von den Ihrigen nur ihre Mitsreiter begruben. Um Patroklos Leiche weinen die Griechen, insonderheit die Myrmidonen,

am

am heftigsten Achilles; auch Briseis weint
und die übrigen Weiber, letztere aber

Um Patroklos zum Schein, im Grund' um
eigenes Elend.

8. Noch mehr zeigt die Menschlichkeit
Homers sich in der Weisheit, mit der er
über das Schicksal des Krieges
dachte. Alles Kriegsunglück läßt er durch
Fehler entstehen, durch Fehler und Lei-
denchaften der Götter und Menschen. Das
alte Troja wird vom Jupiter dem Eigen-
sinn eines unversöhnlichen Weibes aufge-
opfert, die eine Reihe ihrer Lieblingsstädte
hingeben will, wenn Jupiter hier nur ih-
ren Willen erfüllt. Die keuscheste, stolzeste
Göttinn erröthet nicht, ihre Umarmung zum
Neß des Betruges zu machen, aus tiefem
Groll lieblos Liebe zu heucheln, mit ge-
borgtem Schmuck an offnem Tage aus der

Dritte Samml.

J

Gattin eine berückende Buhlerin zu werden, nur damit Einige Trojaner mehr bluten, indeß ihr bestochener Kämmerling, der Schlaf, dem Schicksalwägenden Gott die Augen zuschließt. Das Aeußerste der Rache eines Weibes! Gegen Troja stehen zwei Weiber, für Troja zwei Männer; wer zweifelt, wenn es auf Haß ankommt, welche Parthei zum Ziel gelangen werde? Ging es in den hartnäckigsten Kriegen der Erde je anders?

In der menschlichen Scene hangen, wie vorher gezeigt worden, der Griechen Unfälle bei Homer lediglich vom Stolz und Wahn des Königes ab, dem keiner der Rathgebenden Fürsten sich zu widersetzen getraute. Ein falscher Traum ist seine belehrende Gottheit; sonst erscheinet ihm keine, (deren mehrere doch andern erscheinen) während der ganzen Iliade. Dieser falsche Traum heißt Dünkel, dem Aga-

mennon, schon seinem Namen nach ein
 Jupiter auf Erden, zum Verderben seines
 Volkes gehorchet. Den ältesten Rathge-
 ber befehlet er damit, daß der Traum in
 seiner Gestalt erschienen sei; andre Fürsten
 schweigen, oder wetteifern thöricht mit
 Achilles Ruhme. So kommt durch Einen,
 durch Wenige das ganze Heer an den Rand
 des Abgrundes. Zu spät wird gesprochen,
 zu spät geweinet; und unter diesem allen
 ist und bleibt Agamemnon der sorgsamste
 Hirte der Völker. O Homer, so oft ich
 von neuem Deine Iliade lese, finde ich in
 ihr neue Züge der ordnenden Weisheit,
 Klugheit und Menschenliebe, mit der
 du wilde Verhältnisse eines rohen Zeit-
 alters erzählest. Und keine Lehre, keine
 Warnung entfließt deinen Lippen, als ob sie
 die deinige wäre; jedes Laster, jede Thorheit,
 jede Leidenschaft selbst lehret und warnet.

Diderot über die Einfalt in
Homer.

„Die Natur hat mir Geschmack an der Einfalt gegeben und ich bemühe mich, diesen Geschmack durch das Lesen der Alten vollkommener zu machen.

O mein Freund, wie schön ist die Einfalt! Wie übel haben wir gethan, uns davon zu entfernen!

Wollen Sie hören, was der Schmerz einem Vater eingiebt, der jetzt seinen Sohn verlohren hat? Hören Sie den Priamus. Wollen Sie wissen, wie sich ein Vater ausdrückt, der dem Mörder seines Sohns fußfällig flehet? Hören Sie eben den Priamus zu den Füßen des Achilles.

Was ist in diesen Reden? Kein Wis, aber so viel Wahrheit, daß man fast glauben sollte, man würde eben so wohl als

Homer darauf gefallen seyn. Wir aber, die wir die Schwierigkeit und das Verdienst, so einfältig zu seyn, ein wenig kennen, mögen diese Stellen nur lesen, mögen sie mit Bedacht lesen, und hernach alle unsre Schreibereien nehmen und ins Feuer werfen. Das Genie läßt sich fühlen, aber nicht nachahmen.“ —

Was Diderot hier von Homers Einfalt sagt, möchte ich von seiner Humanität sagen. Man lese seine Beschreibungen des Todes der Erschlagenen, man lese Hektors Abschied von seinem Weibe und Kinde, man bemerke jeden Zug, mit dem der Dichter des Achills erwähnt, insonderheit wenn er ihn selbst redend einführet, auch was er hie und da über das Glück und Unglück des menschlichen Lebens, über Reichthum, Ehre, Adel der Seele und des Geschlechts,

über Gerechtigkeit, Tapferkeit, Geduld, Weisheit, Mäßigung, Sanftmuth, Gastfreundschaft, Verschwiegenheit, Treue, Wahrheit, über die Verehrung der Götter, die Ergebung in den Willen des Schicksals, und die ihnen entgegengesetzten Thorheiten und Laster einfreuet; welch eine Schule der Humanität ist in ihm!

Lessings Emilia Galotti hat mich wieder einmal ins Theater gelockt; wie zufrieden ja gesättigt bin ich hinausgegangen! Ein Theaterstück muß gesehen, nicht gelesen werden: denn wenn es ist, was es seyn soll, so ist ja eben auf die Vorstellung alles berechnet. Ich kann mir nicht einbilden, daß wenn Stücke dieser Art, (aber auch keine andre als solche) wöchentlich nur Einmal, auf die leidlich-vollkommenste Weise gegeben würden, und diese Stücke lauter Stände und Situationen unserer Welt, wie dieses, enthielten, das Publicum ungebildet, unerleuchtet bleiben könnte.

Bei der zweiten Ausgabe des Diderotschen Theaters bezeugte Lessing diesem Schriftsteller öffentlich seine Dankbarkeit als dem Manne, der an der Bildung seines Geschmacks großen Antheil habe. Denn, fährt er fort, es mag mit diesem auch beschaffen seyn, wie es will: so bin ich mir doch zu wohl bewußt, daß er ohne Diderots Muster und Lehren eine ganz andre Richtung würde bekommen haben. Vielleicht eine eignere; aber doch schwerlich eine, mit der am Ende mein Verstand zufriedener gewesen wäre.“ Und setzt sodann weiter den Einfluß ins Licht, den Diderots Stücke, insonderheit sein Hausvater auf das Deutsche Theater gehabt habe. Sie wissen, wieviel Diderot darauf hielt, daß Stände aufs Theater gebracht werden sollten, und was Lessing in seiner Dramaturgie dabei zu erinnern fand. Na-

türlich können Stände ohne bestimmte Charaktere auf dem Theater keine Wirkung thun; aber bilden sich die Charaktere der Menschen nicht in und nach Ständen? und welcher Stand hätte auf den Charakter mehr Einfluß, als der Stand eines Prinzen? Hier hatte also Lessing ein weites Feld, das philosophische Allgemeine, dadurch Aristoteles die Poesie von der nackten Geschichte unterscheidet, als Philosoph und Dichter zu bearbeiten. Er zeigt den Charakter des Prinzen in seinem Stande, den Stand in seinem Charakter, beide von mehreren Seiten, in mehreren Situationen. Nicht nur bringt er den Prinzen in seiner gegenwärtigen Gemüthsstimmung mit den verschiedensten Personen, Männern und Weibern, mit Künstler und Canzler, Kammerherr und Kammerdiener, mit einer Geliebten, die er jetzt nicht geliebt haben,

und einer andern, die jetzt von ihm eben nicht geliebt seyn will, mit dem Vater, der Mutter, dem Bräutigam derselben, ja mit sich selbst in Gespräch und Handlung; er unterläßt auch keine Gelegenheit, in jeder dieser Situationen eigentlich nach dem Dinge zu rennen, und wenn mir der Ausdruck erlaubt ist, das Prinzhliche dabei zu charakterisiren. Niemand wird unverschämt genug seyn, deshalb das Stück eine Satyre auf die Prinzen zu nennen: denn nur dieser Prinz, ein Italiänischer, junger, eben zu vermählender Prinz ist, der sich diese Späße giebt und bei Marinelli andre zuläßt. Auch ist sein Stand, seine Würde, selbst sein persönlicher Charakter in Allem zart gehalten, und mit wahrer Freundlichkeit geschonet. Am Ende des Stückes aber, wenn der Prinz sein verächtliches Werkzeug selbst verachtend von sich

weistet, und dabei ausruft: "Gott! Gott! ist es zum Unglücke so mancher nicht genug, daß Fürsten Menschen sind; müssen sich auch noch Teufel in ihren Freund vorstellen?" und die unschuldige Braut dabei im Blut liegt, der Vater, ihr Mörder, sich eben vor diesen Fürsten, als vor seinen Richter stellt, Marinelli, der Unterhändler dieses Gewerbes, sich noch bedenkt, den Dolch aufzuheben; wer ist, dem, wenn in solcher Situation der Vorhang sinkt, nicht noch andre Gedanken, außer dem, den der Prinz sagt, in die Seele strömen? Nothwendig fragt man sich, wie wird das Gericht über den alten Odoardo ablaufen? wie lange wird Marinelli entfernt seyn? d. i. wie bald wird er, wenn sein Dienst abermals brauchbar ist, wiederkehren? u. f.

Es ist vielleicht das höchste Verdienst der Poesie, insonderheit des Drama, Stände und Charaktere aller Art (wenn mir das niedrige Gleichniß erlaubt ist) an dem feinsten Spieß, auß langsamste am Feuer eigener Thorheiten, Neigungen und Leidenschaften umzuwenden. In der Seele des Zuschauers werden diese Stände und Charaktere dadurch gahr, oder, mit einem edleren Ausdruck, geründet. Man sieht, was an der Figur Ernst oder Scherz, Wort oder That ist; man blickt auf den Grund hinunter, und greift das Beständige oder Unstatthafte ihres Charakters, ihre Versatilität und innere Ehrlichkeit gleichsam mit Händen.

Die alte Tragödie ging darauf hinaus, durch Darstellung unerwartet-schrecklicher Königsunfälle und Katastrophen die Urtheile der Menschen zu berichtigen, ihre

Grundsätze zu sichern, und das poco piu und poco meno der Leidenschaften, der Furcht und des Mitleids, dem Zuschauer auf ächter Waage vorzuwägen. Die neuere Tragödie, wenn sie gleich ihren Bogen nicht so scharf spannen und ihre Kläue so rasch schwingen kann, als die alte, hat dennoch mit ihr Einerlei Endzweck. Sie spricht zum innersten Gefühl, zur treuesten Ehrlichkeit des Menschen; die Uebelthat kann sie auch jenseit der Gesetze verfolgen, so wie das Lustspiel die Thorheit auch jenseit der Gesetze straft. Beide sind Sprecherinnen vor dem erhabensten Richterstuhl unsres Geschlechts, vor der Humanität selbst, und ventiliren, bescheinigen und gegenbescheinigen vor ihr auf die schärfste, freieste Weise.

Lessing kannte diesen Proceß über die innere Ehrlichkeit eines Charakters aufs

genaueste; sein Tellheim ist ein von allen Seiten geprüfter, militairischer Charakter; alles, was um ihn sieht, was ihn begegnet, sichtet ihn das ganze Stück hindurch moralisch. Wen solche Komödien und Trauerspiele nicht bearbeiten können, der möchte durch Worte schwerlich zu arbeiten seyn.

Man rückt Lesingen vor, daß er die zarteste Weiblichkeit, das über allen Ausdruck Reizende je ne scais quoi des schönen Geschlechts nicht gekannt, und solches eben so wohl in der Emilie, als der Minna, der Necha als der Orsina verfehlt habe. Sie sind, sagt man, bei ihm Kinder oder Männer, Helden oder schwache Geschöpfe. — Ich kann über diesen Punkt nicht entscheiden. Sollte es aber keinen Unterschied geben, wie ein weiblicher Charakter im Roman und auf der Bühne erscheinen

darf? Das neuere Theater ist bei allen Völkern Europa's, vorzüglich Spaniern und Franzosen, aus romanhaften Erzählungen und Sitten entstanden; sollte es diese nicht ablegen dürfen? ja sollte es sie endlich nicht ablegen müssen, da diese fremde Schminke aus der wirklichen Welt Theils schon verbannet ist, Theils in Manchem offenbar ihrer Verbannung zueilet? Das Theater der Alten kannte diese romantische Schminke nicht, und doch waren ihre Weiber Weiber.

Wie dem auch sei, in diesem Stück getraute ich mir den Charakter der Emilie, Orsina, geschweige der Claudia völlig vertheidigen zu können; ja es bedarf dieser Vertheidigung nicht, da sich hier Alles in der Sphäre eines Prinzen, um seine Person, um seine Liebe, Treue und Affection drehet. Wer kennt die Uebermacht dieses

Standes beim schönen Geschlechte nicht? und wer darf es der Emilie in diesen Augenblicken einer solchen Situation verargen, wenn sie den Dolch ihres Vaters einer künftigen Gefahr vorziehet? Das flatternde Vögelchen, (verzeihen Sie das Naturhistorische Gleichniß) fürchtet nicht etwa nur den anziehenden Hauch der nahen großen glänzenden Schlange; es fühlet denselben schon, sieht ihren auf sie gerichteten Blick — oder ohne Gleichniß, sie glaubt sich schon umschlungen von tausend feinen Reges liebenswürdiger Eigenschaften, weiß, wie der Prinz ihre Empfindungen der Religion selbst vorm Altar störte, und wagt wie eine Heilige den Sprung in die Fluth. Wie Verstandvoll hat Lessing das Herz der Emilie mit Religion verwebet, um auch hier die Stärke und Schwäche einer solchen Stütze zu zeigen!

Wie

Wie überlegt läßt er den Prinzen sie am heiligen Ort auffuchen, sie in der Kapelle vor aller Welt anreden, und stellt die schwache Mutter, den strengen, großhaften Fürstenfeind, Odoardo neben sie. Ihr Tod ist lehrreich = schrecklich, ohne aber daß dadurch die Handlung des Vaters zum absoluten Muster der Besonnenheit werde. Nichts weniger! Der Alte hat eben so wohl, als das erschrockene Mädchen in der betäubenden Hofsucht den Kopf verloren; und eben diese Verwirrung, die Gefahr solcher Charaktere in solcher Nähe wollte der Dichter schildern.

So erlaube ich auch der Orsina, (die nothwendig mit Mäßigung gespielt werden muß) ihre Verhöhnung des Marinelli, selbst ihre höllische Phantasie im siebenden Auftritte des vierten Actes. Wenn sie nicht den Mund öfnet, wer soll ihn öffnen? Und

sie darfs, die gewesene Gebieterin eines Prinzen, die in seiner Sphäre an Willkühr gewöhnt ist. Als eine Beleidigte, Verachtete muß sie ansezt übertreiben, und bleibt in der größesten Tollheit die redende Vernunft selbst, ein Meisterwerk der Erfindung.

So auch das Uebereilen des Plans, das Hineintappen des Prinzen, und vor Allen, seine unbescholtene Rechtfertigkeit, Alles veranlaßt, gebilligt, und am Ende doch, nachdem der Plan verunglückt, nichts befohlen, nichts gethan zu haben. In wenigen Tagen, fürchte ich, hat er sich selbst ganz rein gefunden, und in der Beichte ward er gewiß absolviret. Bei der Vermählung mit der Fürstin von Massa war Marinelli zugegen, vertrat als Kammerherr vielleicht gar des Prinzen Stelle, sie abzuholen. Appiani dagegen ist todt; Odoardo hat sich in seiner Emilie sieben-

fach das Herz durchboret, so daß es keines Bluturtheiles weiter bedarf. Schrecklich! —

Als ich voll dieses Eindruckes nach Hause kam, fiel Diderot mir in die Hand, und zwar folgende Stelle:

„Der Schauplatz ist der einzige Ort, wo sich die Thränen des Tugendhaften und des Bösen vermischen. Hier läßt sich der Böse wider Ungerechtigkeiten aufbringen, die er selbst begangen hätte; hier hat er bei Unglücksfällen Mitleiden, die er selbst veranlaßt hätte; hier ergrimmt er gegen Personen von seinem eigenen Charakter. Aber der Eindruck ist geschehen, und er bleibt, auch wider unsern Willen; der Böse gehet also aus dem Schauplatze, weit weniger geneigt übel zu thun, als wenn ihm ein ernsther und strenger Redner eine Strafpredigt gehalten hätte.

„Der Dichter, der Romanschreiber, der Schauspieler dringen verstoßner Weise ans Herz, und treffen es um so gewisser und stärker, je weniger es den Streich vermuthet, je mehr Blöße es folglich giebt. Die Unglücksfälle, durch die man mich rührt, sind erdichtet: was thut das? Sie rühren mich doch. Jede Zeile in dem Ehrlichen Manne, der sich der Welt entzogen, im Dechant von Kitterine, im Cleveland erregt in mir ein zärtliches Theilnehmen an den Unglücksfällen der Tugend, und kostet mich Thränen. — Könnte es eine unseligere Kunst geben, als die, die mich zum Mitschuldigen des Lasterhaften machte? Aber wo ist auch eine schätzbarere Kunst als die, die mich unvermerkt für das Schicksal des rechtschaffenen Mannes einnimmt, die mich aus der ruhigen und süßen Fassung, in

der ich mich befand, reiſet, um mich mit ihm umherzutreiben, mich in die Hölen zu verſetzen, in die er flüchten muß, mich zum Mitgenoſſen der Unfälle zu machen, durch die es dem Dichter beliebt, ſeine Beſtändigkeit auf die Probe zu ſtellen.

Wie ſehr erſprießlich würde es für die Menſchen ſeyn, wenn ſich alle Künſte der Nachahmung einen gemeinſchaftlichen Gegenſtand wählten und ſich einmal mit den Geſetzen dahin verbänden, uns die Tugend liebenswürdig und das Laſter verhaßt zu machen! Des Philoſophen Pflicht iſt es, ſie dazu einzuladen; er muß ſich an den Dichter, an den Mahler, an den Tonkünſtler wenden und ihnen auf das nachdrücklichſte zurufen: „o ihr von höheren Fähigkeiten, warum hat euch der Himmel begabt?“ — Wird er gehört, ſo werden gar bald die Mauern unſrer Palläſte nicht

mehr von Gemälden der schändlichsten Wohlthust bedeckt seyn; unsre Stimmen werden nicht länger die Verkündigerinnen des Lasters seyn; und Geschmack und Tugend werden dabei gewinnen.

„Ich habe manchemal gedacht, daß man gar wohl die wichtigsten Stücke der Moral auf dem Theater abhandeln könnte, ohne dadurch dem feurigen und reißenden Fortgange der dramatischen Handlung zu schaden.

„Nicht Worte, sondern Eindrücke will ich aus dem Schauplatze mitnehmen. Das vortreflichste Gedicht ist dasjenige, dessen Wirkung am längsten in mir dauert.

„O dramatische Dichter! Der wahre Beifall, nach dem ihr streben müßt, ist nicht das Klatschen der Hände, das sich plötzlich nach einer schimmernden Zeile hören läßt, sondern der tiefe Seufzer, der

nach dem Zwange eines langen Stillschweigens aus der Seele dringt und sie erleichtert. Ja es giebt einen noch heftigern Eindruck, den sich aber nur die vorstellen können, die für ihre Kunst geböhren sind, und es vorauswissen, wie weit ihre Zauberrei gehen kann: diesen nämlich, das Volk in einen Stand der Unbehäglichkeit zu setzen; so daß Ungewißheit, Bekümmerniß, Verwirrung in allen Gemüthern herrschen, und eure Zuschauer den Unglücklichen gleichen, die in einem Erdbeben die Mauern ihrer Häuser wanken sehen, und die Erde ihnen einen festen Tritt verweigern fühlen.“ — —

38.

Als Swift über Gullivers Reisen brütete, schrieb er an Pope: "ich habe ganze Nationen, ganze Professionen und Zünfte immer gehasset; meine Liebe gehet nur auf einzelne Personen. Z. B. ich hasse die Zunft der Rechtsgelehrten, aber ich liebe den Rath N. den Richter NN. So habe ichs, (von meiner eignen Profession nichts zu sagen) mit den Aerzten, mit den Soldaten, den Engländern, Schotten, Franzosen u. f. Vornehmlich aber hasse und verabscheue ich das Geschöpf, der Mensch genannt, obschon ich den Johann, den Peter, Thomas u. f. von Herzen liebe. An

dieses System habe ich mich (unter uns gesagt) nun viele Jahre her gehalten, und werde mich immer daran halten. Ich habe Materialien zu einer Abhandlung gesammelt, welche zeigen soll, daß man den Menschen unrecht durch ein vernünftiges Thier definirt, und daß man bloß ein Vernunftfähiges Thier setzen sollte. Auf dies starke und feste Fundament der Misanthropie, (wie wohl nicht nach Lisons Manier) gründet sich das ganze Gebäude meiner Reisen; und ich werde nimmer ruhig seyn, bis alle ehrliche Leute hierüber meiner Meinung sind. Die Sache ist so klar, daß sie keinen Widerspruch leidet; ja ich will Hundert gegen Eins setzen, daß Sie und ich in dem Puncte übereinstimmen."

Diese Uebereinstimmung war ein freundschaftlicher Wahn, oder ein Compliment,

daß der von seiner Meinung durchdrungene Swift sich selbst machte. Pope schien ihm Recht zu geben, äußerte aber zugleich, daß er Maximen schreiben wollte, die Rochefoucaults Grundsätze insgesamt entgegengesetzt wären; wogegen Swift in noch härteren Ausdrücken den Rochefoucault, als seinen Liebling, in welchem er seinen ganzen Character gefunden, heftig in Schutz nimmt.

Bei Swift nämlich war diese Menschenfeindschaft nicht witzige Laune, sondern ein bitterer Ernst, wie seine Schriften, wie sein Leben es zeigt. Er hatte einen so tiefen Groll gegen die menschliche Gesellschaft gefaßt, daß selbst seine Menschenfreundschaft, seine strenge Sorge für die von der Natur und dem Staat verwahrloseten Unglücklichen sich in dies rauhe Gewand kleidete; er schien ein Zuchtmei-

fer, auch wenn er ein wohlwollender Freund war.

Es hieße, Worte verschwenden, wenn man über das von Swift aufgestellte Paradoxon in der Form disputiren wollte; jedermann siehet, was in ihm wahr oder übertrieben sei.

Eine andre oft aufgeworfene Frage: ob es besser sei, von den Menschen zu gut oder zu schlimm zu denken? d. i. den Menschen zu schmeicheln, oder sie mit Schärfe zu behandeln? führt, wie mich dünkt, ihre Auflösung auch mit sich. Man muß keins von Beiden, und eben hierinn besteht die Philosophie und Kunst des Lebens. Alle Uebertreibungen sind eben so unwahr, als schädlich; meistens fallen sie auch zusammen und lösen einander auf. Young z. B. der in seiner Schrift über die Originalwerke den armen Swift heftig und

in der Gestalt des Menschenfreundes selbst Menschenfeindlich angriff, hat sich gegen das von ihm verehrte Geschlecht ebenso versündigt, da er ihm in seinem jetzigen Zustande die Würde des Seraphs anschmeicheln, als Swift, da er es zum Yahoc erniedrigen wollte. Jener, um sein System zu verfolgen, ward gezwungen, den Lorenzo zu einem Teufel zu machen, damit der erdichtete Engel in sein Licht träte; dieser mußte seine vernünftigen Pferde mit allen Vollkommenheiten schmücken, die er doch nur im Menschengeschlecht kannte. Dem guten Rousseau ist es in seinen Uebertreibungen nicht anders gegangen; in der Phantasie ein Idealist fürs Gute mußte er in einzelnen Urtheilen und im Betragen des Lebens ein leidendes Kind werden.

Zwischen zwei Ueßersten giebt es keinen andern Weg der Vernunft und Rechtshaffenheit, als die Mittelstraße. Man sage so viel Gutes, man schreibe so viel Böses vom Menschen, als man wolle; lediglich kommts auf den Gebrauch an, den man von beiderlei Urtheilen macht; wie man sie durch thätige Güte, und Weisheit zusammen vereinet.

Das edlere Schauspiel der Griechen hatte zum Zweck, zwischen beiden Extremen eine weise und tugendhafte Mitte im Menschen zu befestigen; o hätten wir Menanders und Philemons Schauspiele! Die übriggebliebenen wenigen Stellen und Sprüche zeigen, daß in ihnen der Mensch von allen Seiten betrachtet und zur Lehre aufgestellt worden, wie es denn auch Terenz, der halb irte Menander klar an den Tag leget:

Dritte Samml.

§

Sprüche aus Philemon.

Beschwerlich ist ein unverständiger
Zuhörer; vor dir sitzend, tadelt er
Aus Thorheit nie sich selbst. —

*

Biel leichter, eine Krankheit, als den Gram
ertragen. —

*

Der Seele Kummer wird durch Rede leicht.

*

Wer unter uns dort außerhalb der Stadt
Der Menschen Gräber sieht, der sage sich:
Auch Jeder dieser sprach einst zu sich selbst:
„Ich werde, wenn die Zeit kommt, schiffen,
pflanzen,
„Die Mauer brechen und besitzen.“ Jetzt
Besitzen sie ein Grab.

*

Ihr Götter, wölsch ein wohlgeartet Thier
Ist eine Schnecke. Kommt auf ihrem Gange
Sie einem bösen Nachbar nah; sie hebt
Ihr Haus und wandert weiter. Darum wohnt
Sie Sorgelos, weil sie die Bösen immer flieht.

*

Er ist ein Knecht; hat aber Fleisch und Blut
Wie Du: denn keiner ward durch die Geburt
ein Knecht;
Unglücklich Schicksal macht zum Sklaven nur.

*

Ein böser Diener wird der Strafe nicht entgehn;
Du aber sei der Strafe Mittel nicht.

*

Dein Wort, o Freund, hat deine schöne That
Geschmäht; des Reichen That hat Bettlers
Wort vernichtet.

Nähmst du die Gabe selbst, die du dem Freund
de gabst,

So warst in Thaten du ein Feldherr, und im
 Wort
 Ein Mörder. —

*

Sprich nicht: „das will ich geben.“ Denn
 wer spricht,
 Der giebt noch nicht und hindert andrer Ge-
 ben.

*

Mit rechter Unterscheidung gib und nimm.

*

Das kleinste Geschenk, es wird das Größte,
 Wenn du's wohlmeinend giebst.

*

Den Armen haß' ich, der dem Reichen schenkt;
 Er schilt das Glück, die Unerfättliche! —

*

Sei einem Alten, der da fehlt, nicht hart;
 Ein alter Baum ist zu verpflanzen schwer.

*

Im Alter kommt der Reichthum uns zu gut,
Er führt den Alten glücklich an der Hand.

*

Was grämeſt du dich, Freund? du weiſt es
ja,
Daß eben wenn das Glück den Menschen
lacht,
Zu jedem Unglück es die Pforte finde.
Auch über Keines Unglück freue dich:
Denn alles miſcht und kehrt das Schickſal
um.

*

Nie ſchilt das Glück. Du weiſt, zu böſer
Zeit
Gehn auch der Götter Sachen ſelbſt nicht
wohl.

*

Gefundheit iſt mein erſter Wuñſch; der
zweite

Glück im Geschäft; der dritte Freude; dann
Noch Einer: „keinem je verpflichtet seyn! —“

*

Erst sieht, bewundert, dann betrachtet man
Und fällt in Hoffnung, und zuletzt in Liebe.

*

„Sag' an, wie soll ich Gott gedenken mir?“
Daß Er, der alles sieht, unsichtbar sei.

*

„Was machst du, Syra? Wie befindest du
dich?“

Kannst du noch also fragen einen Greis?
Ein Greis ist nimmer wohl. Man sagt mit
Recht,

Und kann es sagen: „auch der Tod ist gut.“

*

„Was ist es denn? warum will er mich
sehn?“

Ist's, wie die Kranken, wenn der Schmerz sie
quält,

Und sie den Arzt erblicken, besser sind?
 So der Betrühte; siehet er den Freund,
 Nur neben sich; gleich lindert sich sein Gram.

*

Auf Erden lebt kein Mensch, nicht Einer
 lebt,
 Der Böses nicht erfahre, wie? oder noch
 Erfahren wird. Nur wer, was ihm begegnet,
 Aufs leichtste nimmt, nur der ist weis' und
 glücklich.

*

Erkenne was der Mensch ist, und du wirst
 Doch glücklich seyn. Hier hörst du Einen todt;
 Dort ist ein anderer geböhren; diese
 Gebar nicht, jenem ging es übel; der
 Hat Husten; jener weint. Das alles bringt
 Die Menschheit mit sich; stiehe nur den Gram.

*

Viel Unglück ist in vielen Häusern, das,
 Wenn man es gut erträgt, uns Gutes bringt.

*

Der Menschen Viele machen sich das Uebel
 Noch größer, als es ist. Dem starb ein Sohn;
 Dem eine Mutter; dem, beim Jupiter!
 Gar ein Verwandter. Nähm' ers, wie es ist,
 So starb ein Mensch. Das ist an sich das
 Uebel.

Nun aber ruft er aus: „das Leben ist für
 mich

Kein Leben mehr! Er ist dahin! Ich werd'
 ihn

Nie wieder sehn!“ Er sieht den Unglücksfall
 Allein in sich und häuft auf Uebel Uebel.

Wer alles mit Vernunft betrachtet, wie
 Es an sich selbst, und nicht für ihn nur sei,
 Empfängt das Glück und hält das Unglück
 fern.

*

In Traurigkeit sein selbst noch Meister
 seyn;

Dies ist, was mich erhält und was den Men-
 schen macht.

*

Wir armen Menschen! Unser Daseyn ist
 Ein Leben ohne Leben. Meinungen
 Beherrschen uns, seit wir Gesetze fanden,
 Der Vor- und Nachwelt Meinungen. Wir
 suchen
 Dem Uebel zu entgehn und finden uns
 Zum Uebel Vorwand.

*

Wer was er sagen soll, nicht saget, der
 Ist immer lang und sprach' er nur zwei
 Sylben.
 Wer gut sagt, was er saget; ob er viel
 Und lang' auch spräche, der spricht nie zu
 lang.
 Sieh den Homer. Er schrieb viel tausend
 Worte,
 Und wem schrieb er zu viel?

*

Wenn was wir haben, wir nicht brauchen,
 und
 Was wir nicht haben, suchen; ach so raubt
 Das Glück uns Jenes, Dieses wir uns selbst.

*

Gerecht ist nicht, der niemand Unrecht thut;
 Der ist's, der Unrecht thun kann und nicht will.
 Nicht der, der kleinen Raubes sich enthält;
 Der ist's, der großen Raub mit Muth ver-
 schmäht,
 Wenn er ihn haben und behalten kann.
 Nicht der ist's, der dies alles nur befolgt,
 Der ist's, der ungeschminkten, reinen Sinns,
 Seyn ein Gerechter und nicht scheinen will.

*

So viele Künste es, o Laches gab;
 Kein Lehrer, alle lehrte sie die Zeit.
 Nicht Körper nur; es wachsen mit der Zeit
 Auch Dinge! —

Endlich den Hauptspruch:

Ἀνθρωπος ὢν, τὰτ' ἴσθι, καὶ μὲνῃς' αἰ.

Du bist ein Mensch; das wiß' und denke stets
daran.

39.

Neben den Griechen ist schwer zu stehen,
und doch haben auch Wir Stücke, die ne-
ben ihnen stehen können und dürfen.

Menschen-tugend.

Die Ohren und die Herzen willig her,
Ihr Menschen! Euer Gott hat mich gelehrt,
Was Tugend sei; ich lehr' es, Menschen, Euch!

Dem Nackenden von zweien Linnen Eins
Um seine Blöße selbst ihm schmiegen, und
Von zweien Broten Eins dem Hungrigen
Darreichen, und aus seinem Quell dem Mann,
Der frisches Wasser bittet, einen Trunk
Selbst schöpfen, süß' er noch so tief im Thal.

Ihr meine liebe Menschen, Tugend ist:
Dem Hilfsbedürftigen zuvor mit Gold
Und Weisheit kommen; seine Seele sehn,

Und seinen Kummer messen; und sich freuen,
 Daß etwa Gold und etwa Weisheit ihn
 Der Freude wiederbringen; ihn auch nicht,
 Wer seines Kummers Ueberwinder war,
 Erfahren lassen —

Menschen, Tugend ist:
 Und wenn die Bösen alle gegen euch
 In ihrer Bosheit wüteten, und sich
 Verschworen hätten alle gegen euch,
 Von Menschenliebe nicht zu Menschenhaß
 Hinübergehen; immer, immer gut
 Den Bösen seyn; dem undankbaren Mann
 Exempel werden edler Dankbarkeit.

Ihr meine lieben Menschen, Tugend ist:
 Dem Gotterschaffenen Erhalter seyn,
 Lebendigen das Leben fristen, rohen Stoff
 Umwenden, so daß er durch euren Fleiß
 Einst Leben zu dem Leben bringen muß.

Ihr meine lieben Menschen, Tugend ist:
 Die Summe jedes Guten, welches Gott
 In seine Welt gelegt, an seinem Theil

Vermehren; wenn und wo und wie sie nur
 Vermehret werden kann. Vermehrest Du
 Die Summe dieses Guten, dann, o dann
 Sei König oder Bettler. Du gefällst
 Dem Schöpfer alles Guten, deinem Gott.

Du willst ihm nicht gefallen? wie? du
 willst
 Des Guten Summe nicht vermehren? willst
 Des Bösen, welches Gott in seiner Welt
 Zum Guten lenkt, Vermehrer seyn? Sei es!
 Du wirst dich schämen einst und es bereuen.

So unser Gleim in seinem Halla-
 dat, oder rothen Buche, dem wir jetzt
 lieber einen andern Namen geben wollen;
 es enthält Blätter zum achten Koran
 der Menschengüte. Und dieser Lehrer
 spricht nicht nur, er thut auch also.

Inhalt

der dritten Sammlung.

- Br. 27. Ueber das Wort und den Begriff
der Humanität. S. 5
- 28. Fortsetzung. S. 11
- 29. Fortsetzung. Einige Aussprüche des
humansten Kaisers. S. 23
- 30. Lucretius von einem Genius der
Menschheit. Humanität der Römi-
schen Dichtkunst und Geschichte. S. 34
- 31. Humanität der Griechen. . . S. 45
- 32. Resultate. Fragment eines Gespräches
von Shaftesbury. . . . S. 49
- 33. Ueber Shaftesbury. Ein Lehrgedicht
vom Rechte der Vernunft. . S. 65

- Br. 34. Ueber die Humanität Homers in
der Iliade. S. 76
- 35. Vom Unmuth. Von Compositionen.
Musik nach Römischen Dichtern. S. 102
- 36. Fortsetzung des Fragments über die
Humanität Homers in der Iliade.
Diderot über die Einfalt in Ho-
mer. S. 114
- 37. Von Lessings Emilia Galotti. Di-
derot über die Moralität der
Schaubühne. S. 135
- 38. Swift über die Humanität. Sprü-
che aus Philemon. S. 158
- 39. Menschentugend, von Gleim. S. 163
-





Briefe

311

Beförderung der Humanität.



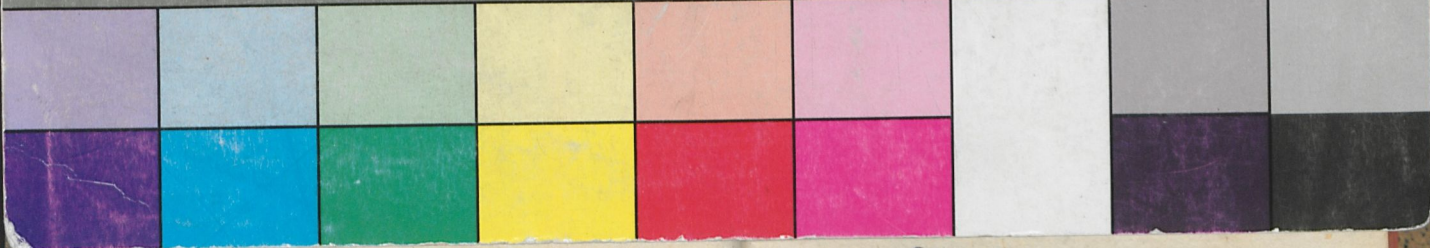
1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19 20

Centimetres

Farbkarte #13

B.I.G.

Blue Cyan Green Yellow Red Magenta White 3/Color Black



Dritte Sammlung.

Haga, 1794.

bei Johann Friedrich Hartknoch.

11

